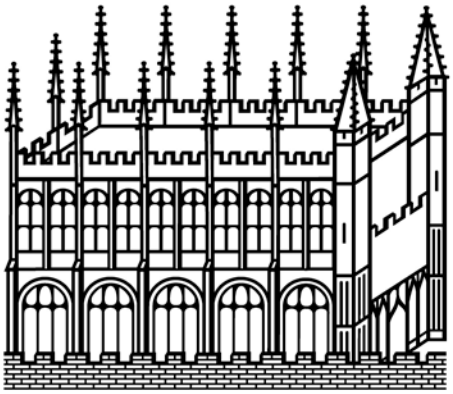


Bodleian Libraries

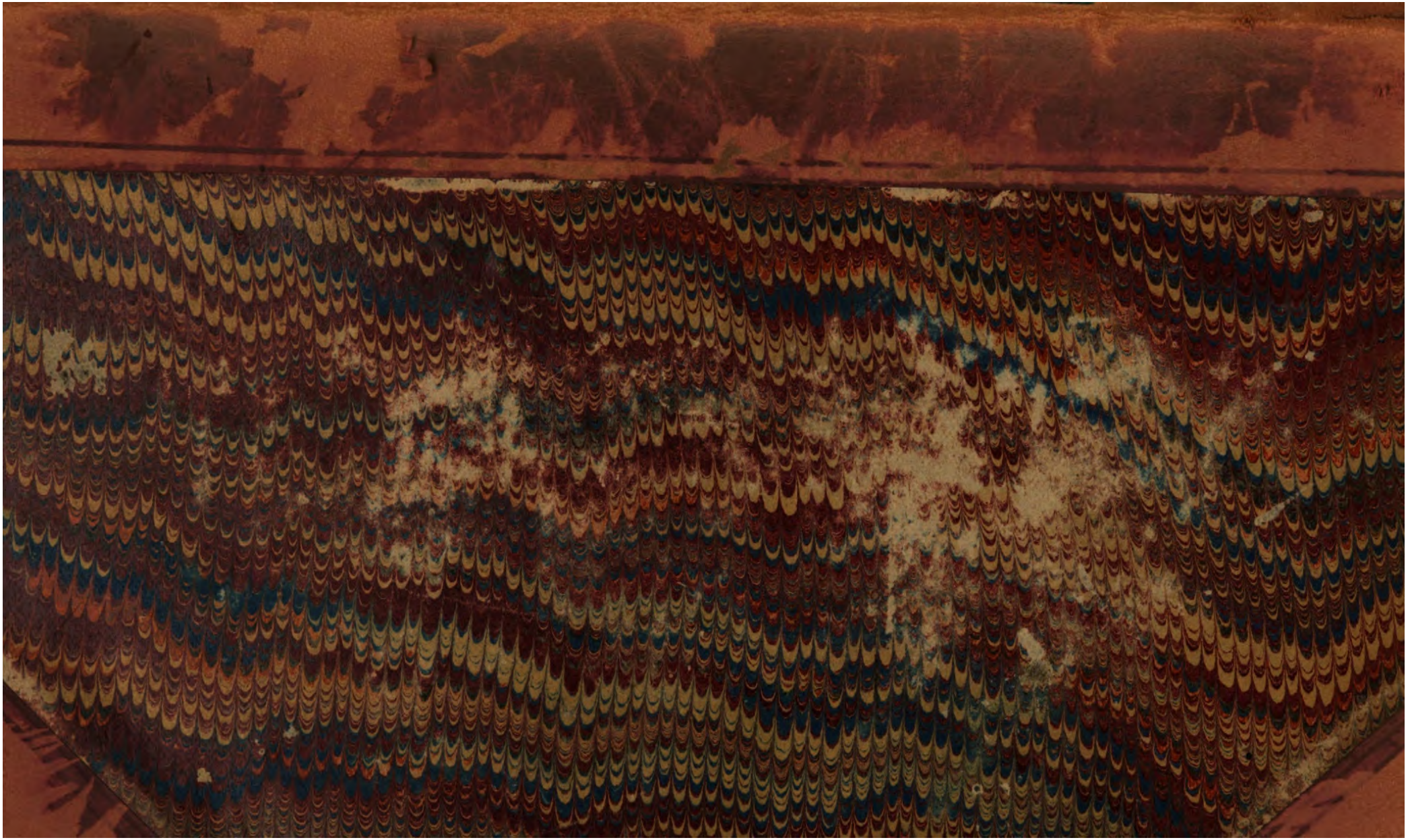
UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



9/

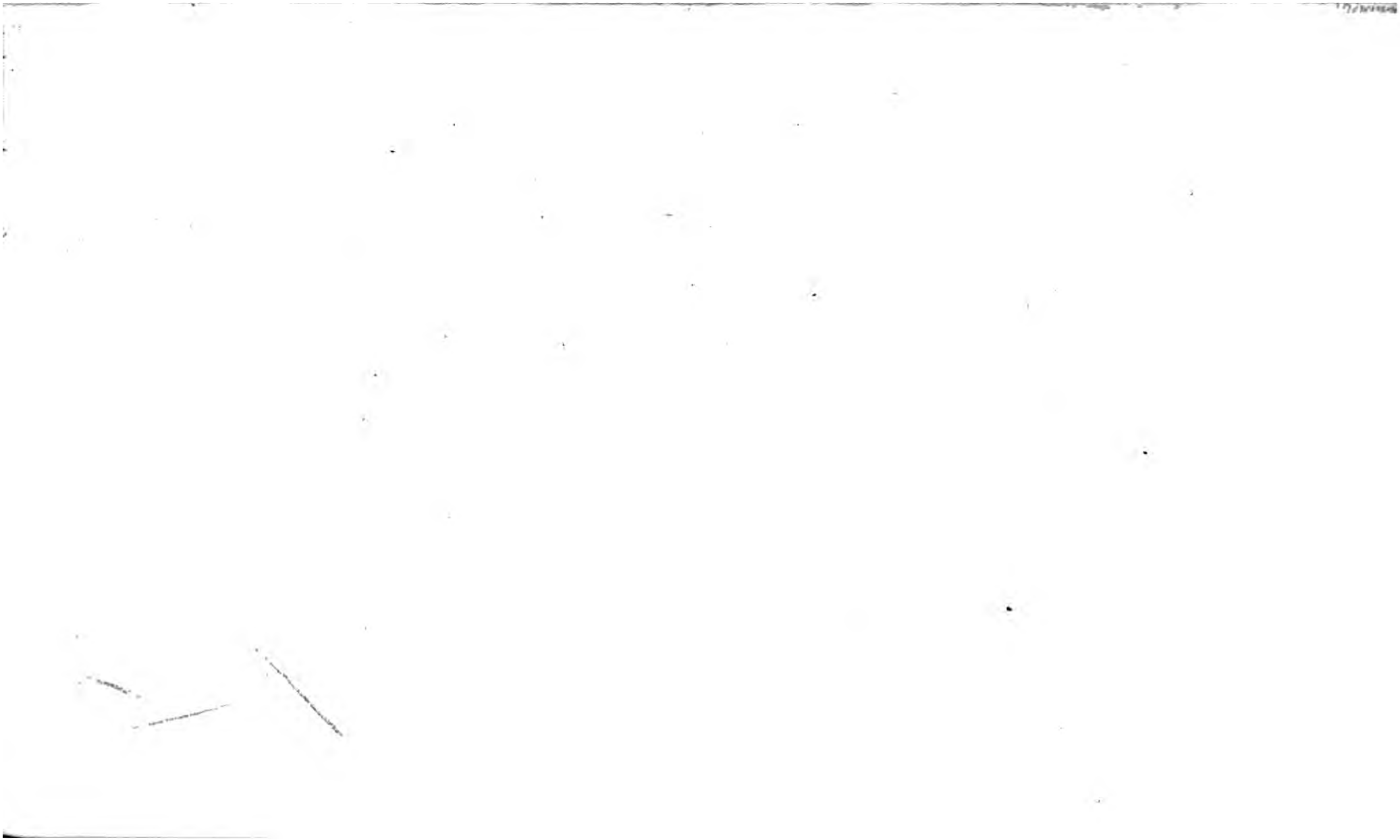
4/-

65 A 5

I.A. 33

Indian Institute, Oxford.

9a.



Ueber die
Sprache und Weisheit
der
Indier.

Ein Beitrag

zur

Begründung der Alterthumskunde

von

Friedrich Schlegel.

Nebst metrischen Uebersetzungen indischer Gedichte.

Heidelberg,
bei Mohr und Zimmer.
1808.

Vorrede.

Von Indien her erwarteten, beſonders nach dem, was Wilkins und William Jones bekannt gemacht hatten, die Alterthumsforſcher Aufſchluß über die bis jetzt ſo dunkle Geſchichte der Urwelt; und die Freunde der Poeſie hofften beſonders ſeit der Erſcheinung der Sokuntola von daher noch manches ähnliche ſchöne Gebilde

des asiatischen Geistes zu sehen, so wie dieses von Anmuth und Liebe beseelt.

Um so mehr darf ich auf einige Theilnahme für den Gegenstand dieser Schrift rechnen, welche die Ausbeute meiner, seit dem Jahre 1803 gemachten Studien der Sanskrit-Sprache und des indischen Alterthums enthält. Die Kenntniß, die es mir davon zu erwerben gelang, verdanke ich vorzüglich der Freundschaft des Herrn Alexander Hamilton (Mitglied der Calcuttaischen Gesellschaft, und jetzt Professor der persischen und indischen Sprache in England) der mir seinen mündlichen Unterricht vom Frühjahr 1803 — 1804 schenkte. Alle Mittel für den weitern Fortgang meines Vorhabens fand ich in der bereitwilligen Güte, mit welcher Herr Langle's (Conservator der orientalischen Manuscripte der Kaiserlichen Bibliothek, und Prä-

ſident der Specialſchule der lebenden orientaliſchen Sprachen zu Paris,) welcher der gelehrten Welt durch ſo manches verdienſtvolle Werk bekannt iſt, mir alle Schätze ſowohl der öffentlichen, als auch ſeiner eignen eben ſo reichen, als planmäßig und geſchmackvoll geſammelten Bibliothek mittheilte.

Für die indiſche Sprache benutzte ich auſſer dem ſchon erwähnten mündlichen Unterricht, vorzüglich ein Manuſcript der Kaiſerl. Bibliothek zu Paris, Nro. 283 des gedruckten Katalogs, welches einen ungenannten Miſſionarius zum Verfaſſer hat. Es enthält 1) eine kurze Grammatik des Sanſkrit nach dem Mugdhobōdho des Vōpodevo; 2) den Omorokōſha, ein Realwörterbuch des Omoroſinho, mit einer lateiniſchen Erklärung, und 3) ein Wörterbuch der Wurzeln, Kovikolpodruma, d. h. der

Dichter Reichthums Baum. Die Handschrift ist im Ganzen sehr leserlich; das Indische ist in den Bengalischen Charakteren geschrieben. — Bei Gegenständen, für welche es im Lateinischen an Worten fehlt, ist bisweilen, jedoch nur selten, das Portugiesische oder Französische zu Hülfe genommen. Schreibefehler oder Versehen, welche bei der ersten Abfassung eines so weitläuftigen Werks selten ganz vermieden werden, sind wohl nur wenige darin; nach dem Wurzelwörterbuch zu urtheilen, welches Herr Alexander Hamilton in meiner Abschrift zu revidiren, und mir einige Fehler darin anzuzeigen die Güte hatte. Freilich aber ist die lateinische Erklärung der indischen Worte in beiden Lexicis fast immer nur ganz kurz, oft daher, wenigstens dem Anfänger, ungenügend.

Mein Wunsch ging eigentlich dahin, eine indische Chrestomathie in lateinischer Sprache und in den Original-Charakteren herauszugeben, welche ausser den Anfangsgründen der Grammatik eine Auswahl zweckmäßiger indischer Stücke mit lateinischer Paraphrase, Noten und Glossar enthalten sollte. Ich hatte alles dazu vorbereitet, und ausser der Grammatik und den beiden Wörterbüchern auch einen beträchtlichen und mehr als hinreichenden Vorrath solcher Stücke in den Original-Charakteren copirt, und für jenen Zweck bearbeitet. Nebst den in dem Anhange erwähnten Stücken aus dem Bhogovotgita, Ramayon und Monu's Gesetzbuch, besitze ich auch eine Abschrift von dem ersten Akte der Sokuntola des Kalidas nach einer sehr zierlichen bengalischen Handschrift, mit Scholien, in denen das Prakrit des Textes in Sanscrit

übertragen iſt; und einen Theil des Hitopa-
deſa, ein Werk, das für den Anfänger vorzüg-
lich zweckmäßig iſt. Nur iſt das Pariſer Exemplar
nicht ſehr correct, und weicht oft beträchtlich von
demjenigen ab, welches Wilkins bei ſeiner Ue-
berſetzung vor Augen hatte. Die zu Calcutta
gedruckte Ausgabe ſah ich noch nicht. — Durch
ſorgfältiges Copiren vorzüglich ſchöner Manu-
ſcripte, ſowohl in Devonagori als auch in ben-
galiſchen Charakteren hatte ich mich in Stand
zu ſetzen geſucht, einem Formſchneider mit guten
Vorſchriften an die Hand gehen zu können; aber
freilich würde die Verfertigung indiſcher Typen
eine Unterſtützung erfordern, an welcher es mir
bis jetzt fehlte. Die Aufopferung des eignen
Vortheils für einen Zweck der Wiſſenſchaft, hat
ihren Lohn in ſich ſelbſt; wenn aber der Zweck
von der Art iſt, daß er nicht ohne eine äuſſere

Begünſtigung erreicht werden kann, ſo iſt es ſchmerzlich auf dem halben Wege nach dem erwünſchten Ziele ſtehen bleiben zu müſſen.

Und ſo mußte ich mich denn fürs erſte darauf beſchränken, durch den gegenwärtigen Verſuch nur einen Beweis mehr zu liefern, wie fruchtbar das indiſche Studium dereinſt noch werden könne, die Ueberzeugung allgemeiner zu verbreiten, welche reiche Schätze hier verborgen ſeien, die Liebe für dieſes Studium, wenigſtens vorläufig, auch in Deutſchland anzufachen, und für die Anſicht des Ganzen einen feſten Grund zu legen, auf welchem ſich nachher mit Sicherheit weiter fortbauen lieſſe. Die metriſche Ueſetzung indiſcher Gedichte mögen die Freunde der Poeſie als eine angenehme Zugabe betrachten, und als erſten Verſuch dieſer Art mit Nachſicht beurtheilen.

Möchte das indiſche Studium nur einige ſolche Anbauer und Begünſtiger finden, wie deren Italien und Deutſchland im funfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert für das griechiſche Studium ſo manche ſich plötzlich erheben und in kurzer Zeit ſo Großes leiſten ſah; indem durch die wiedererweckte Kenntniß des Alterthums ſchnell die Geſtalt aller Wiſſenſchaften, ja man kann wohl ſagen der Welt, verändert und verjüngt ward. Nicht weniger groß und allgemein, wir wagen es zu behaupten, würde auch jetzt die Wirkung des indiſchen Studiums ſein, wenn es mit eben der Kraft ergriffen, und in den Kreis der europäiſchen Kenntniſſe eingeführt würde. Und warum ſollte es nicht? Auch jene für die Wiſſenſchaften ſo ruhmvollen Zeiten der Mediceer waren unruhig, kriegeriſch und grade für Italien zum Theil zerrüttend; dennoch ge-

lang es dem Eifer einiger Wenigen, alles dies Auſſerordentliche zu Stande zu bringen; denn ihr Eifer war groß und fand in der angemeßnen Größe öffentlicher Anſtalten, und in der edlen Ruhmbegierde einzelner Fürſten die Unterſtützung und Begünſtigung, deren ein ſolches Studium beim erſten Anfange bedarf.

Noch führe ich die mir bekannt gewordenen Deutſchen an, welche ſich mit dem Studium der altindiſchen Sprache beſchäftigt haben. Der erſte, den ich erwähnt finde, iſt der Miſſionarius Heinrich Roth, der im Jahre 1664 „die ſanſcretaniſche Sprache erlernt, um mit den Brahminen disputiren zu können.“ — Großen Ruhm erwarb ſich in dieſem Fach der im Jahr 1699 nach Indien abgegangene Jeſuit Hanxleden, der über 30 Jahre (1732 wird ſein Tod gemeldet) in der malabariſchen Miſſion arbeitete,

ſelbſt vieles in der altindiſchen (im Gronthon) und in der gemeinen Landesſprache (dem Malabariſchen) in Proſa und in Verſen geſchrieben, Sprachlehren und Wörterbücher darüber verfaßt, und deſſen wahrſcheinlich ſehr reicher und gehaltvoller Nachlaß zu Rom ſich befindet. Der durch mehre gelehrten Schriften über das indiſche Alterthum bekannte Paulinus a St. Bartholomäo beruft ſich mehrmals auf Hanxledens Arbeiten und handſchriftlichen Nachlaß.

Der Hauptmann Wilford in engliſchen Dienſten, von Geburt ein Deutſcher, iſt aus ſeinen Aufſätzen in der Sammlung der Calcuttaiſchen Geſellſchaft allgemein bekannt.

Auch bemerke ich, daß mein älterer Bruder, Karl Auguſt Schlegel, geſtorben zu Madraß den 9ten September 1789, in den letzten Jahren ſeines Lebens durch Reiſen und durch Um-

gang mit den Eingebohrnen ein Studium des Landes, der Verfaſſung und des indiſchen Geiſtes begonnen hatte, das nur zu früh durch ſeinen Tod unterbrochen ward.

Inhalt.

Ueber die Sprache und Weisheit der Indier.

Erstes Buch. Von der Sprache.

Erstes Kapitel. Von der indischen Sprache überhaupt . . . . . S. 3

Zweites Kapitel. Von der Verwandtschaft der Wurzeln . . . . . — 6

Drittes Kapitel. Von der grammatischen Structur . . . . . — 27

Viertes Kapitel. Von zwei Hauptgattungen der Sprache nach ihrem innern Bau. — 44

Fünftes Kapitel. Von dem Ursprunge der Sprachen . . . . . — 60

Sechstes Kapitel. Von der Verschiedenheit der verwandten und einigen merkwürdigen Mittelsprachen . . . . . — 71

Zweites Buch. Von der Philosophie.

Erstes Kapitel. Vorläufige Bemerkungen — 89

Zweites Kapitel. System der Seelenwanderung und Emanation . . . . . — 95

Drittes Kapitel. Vom astrologischen Aberglauben und wilden Naturdienst . . . — 114

Viertes Kapitel. Die Lehre von zwei Principien . . . . . S. 125
Fünftes Kapitel. Vom Pantheismus . — 140

Drittes Buch. Hiſtoriſche Ideen.

Erſtes Kapitel. Vom Urſprunge der Poeſie — 157
Zweites Kapitel. Von den älteſten Wanderungen der Völker . . . . . — 165
Drittes Kapitel. Von den indiſchen Kolonien und der indiſchen Verfaſſung . . — 173
Viertes Kapitel. Von dem orientaliſchen und indiſchen Studium überhaupt und deſſen Werth und Zweck . . . . . — 196

Indiſche Gedichte.

I. Anfang des Ramayon . . . . . — 231
II. Indiſche Kosmogonie, aus dem erſten Buche der Geſetze des Monu . . . . . — 272
III. Aus dem Bhogovotgita . . . . . — 284
IV. Aus der Geſchichte der Sokuntola, nach dem Mohabharot . . . . . — 308

Erſtes Buch.

Von der Sprache.

Erſtes Kapitel.

Von der indiſchen Sprache überhaupt.

Das alte indiſche Sonſkrito d. h. die gebildete oder vollkommne auch Gronthon d. h. die Schrift- oder Bücherſprache hat die gröſste Verwandtſchaft mit der römiſchen und griechiſchen ſo wie mit der germaniſchen und perſiſchen Sprache. Die Aehnlichkeit liegt nicht bloſs in einer groſsen Anzahl von Wurzeln, die ſie mit ihnen gemein hat, ſondern ſie erſtreckt ſich bis auf die innerſte Structur und Grammatik. Die Uebereinſtimmung iſt alſo keine zufällige, die ſich aus Einmiſchung erklären lieſſe; ſondern eine weſentliche, die auf gemeinſchaftliche Abſtammung deutet. Bei der Vergleichung ergiebt ſich ferner, daſs die indiſche Sprache die ältere ſei, die andern aber jünger und aus jener abgeleitet.

Mit der armeniſchen, den ſlaviſchen Sprachen und nächſtdem mit der celtiſchen, iſt die Ver-

wandſchaft des Indiſchen entweder gering, oder ſteht doch in gar keinem Verhältniß zu der großen Uebereinſtimmung mit jenen zuvor genannten Sprache, die wir aus ihr ableiten. Ganz zu überſehen iſt dieſe obwohl geringe Verwandtſchaft aber dennoch nicht, da ſie in der Ordnung, wie dieſe Sprachen genannt worden ſind, ſich ſelbſt noch wenigſtens in einigen grammatiſchen Formen kund giebt, in ſolchen Beſtandtheilen die nicht unter die Zufälligkeiten der Sprachen gerechnet werden können, ſondern zur innern Structur derſelben gehören.

In der hebräiſchen Sprache und den verwandten Mundarten dürften ſich, ſo wie in der koptiſchen noch indiſche Wurzeln genug finden. Aber dieß beweiſt keine urſprüngliche Verwandtſchaft, da es Folge bloßer Einmiſchung ſein kann. Die Grammatik jener Sprachen iſt ſo wie auch die baſkiſche grundverſchieden von der indiſchen.

Die große bis jetzt noch nicht völlig beſtimmbare Menge der übrigen nord- und ſüd-aſiatiſchen oder amerikaniſchen Sprachen, hat mit der indiſchen Sprachfamilie durchaus keine weſentliche Verwandtſchaft. In der Grammatik dieſer Spra-

chen, die von der indiſchen gleichfalls ganz verſchieden iſt, zeigt ſich zwar bei mehrern ein gleichförmiger Gang; in den Wurzeln aber ſind ſie auch unter ſich ſo durchaus verſchieden und ſo ganz abweichend, daß ſich keine Möglichkeit zeigt, ſie auf eine gemeinſchaftliche Quelle zurückführen zu können.

Die großen Folgen dieſer Sprachvergleichung für die älteſte Geſchichte vom Urſprunge der Völker und ihren früheſten Wanderungen, werden in der Folge der Gegenſtand der Unterſuchung ſein. In dieſem erſten Buche begnügen wir uns, jene Sätze ſelbſt, einfache aber viel umfaſſende Reſultate gewiſſenhafter Forſchung zu begründen und deutlich zu machen.

Zweites Kapitel.

Von der Verwandtschaft der Wurzeln.

Daß die behauptete Verwandtschaft nicht irgend auf etymologischen Künsteleien beruhe, deren man ehe die rechte Quelle gefunden war, so viele ersonnen hat, sondern daß sie dem unbefangenen Forscher als einfache Thatsache sich darbiete, werden einige Beispiele am deutlichsten zeigen können.

Wir erlauben uns dabei keine Art von Veränderungs- oder Versetzungsregel der Buchstaben, sondern fodern völlige Gleichheit des Worts zum Beweise der Abstammung. Freilich wenn sich die Mittelglieder historisch nachweisen lassen, so mag giorno von dies abgeleitet werden, und wenn statt des lateinischen f im Spanischen so oft h eintritt, das lateinische p in der deutschen Form desselben Worts sehr häufig f wird, und c nicht selten h, so gründet dieß allerdings eine Analogie

auch für andre nicht ganz ſo evidente Fälle. Nur muß man, wie geſagt, die Mittelglieder oder die allgemeine Analogie hiſtoriſch nachweiſen können; nach Grundſätzen erdichtet darf nichts werden, und die Uebereinſtimmung muß ſchon ſehr groß und einleuchtend ſein, um auch nur geringe Formverſchiedenheiten geſtatten zu dürfen.

Ich führe zunächſt einige indiſche Worte an, welche dem Deutſchen eigenthümlich ſind. Shrityoti — er ſchreitet, vindoti — er findet, ſhliſſyoti — er umſchließet; Onto — das Ende, Monuſchyo — der Menſch, Shvoſa, Svoſtri — die Schweſter, Rotho — das Rad, Bhruvo — die Brauen der Augen, Torſho — der Durſt, Tandovon — der Tanz, Ondani — die Enten, Noko — der Nagel, ſthiro — unbeweglich, ſtier, Oſhonon — das Eſſen u. ſ. w.

Andre Wurzeln ſtimmen mehr mit der Form der Worte überein, die ſich in den verwandten Mundarten darbietet. Yūyon — ihr, Engliſch you; ſhvopno — der Schlaf, Isländiſch ſveffn; lōkote — er ſieht, das altdeutſche Lugen. Upo — auf, ſtimmt mit dem Nieder-

deutſchen überein; desgleichen vetſi, vetti — du weißt, er weiß, dem auch das lateiniſche videt verwandt, doch mit etwas veränderter Bedeutung. Das Niederdeutſche iſt für die Etymologie überhaupt wichtig, weil ſich die ältern Formen oft grade hier erhalten haben. Rokſho und Rakſhoſo — Rieſe, könnte das alte Recke ſein.

Wir haben hier nur einige wenige eigenthümlich Deutſche Wurzeln zum Beiſpiel angeführt, um allen Zweifeln entgegen zu kommen; nicht ſolche Worte, die das Deutſche mit dem Lateiniſchen und mit mehren der abgeleiteten Sprachen gemein hat, wie Naſa — die Naſe, miſhroti — er miſcht, Namo der Nahme; oder insbeſondre mit dem Perſiſchen, wie Tvari — die Thür در, Bondhon — das Band بند, Ghormo — warm گرم, Gauh die Kuh گاو. Noch verweilen wir bei den allen dieſen Sprachen gemeinſchaftlichen Benennungen von Vater, Mutter, Bruder und Tochter; im Indiſchen Pita, Mata, Bhrata, Duhita; wobei ich nur bemerke, daß alle dieſe Worte im Accuſativ und einigen andern Caſus ein r an-

nehmen, pitoron, den Vater u. ſ. w. Mehrere beſonders merkwürdige dieſer gemeinſchaftlichen Worte werden ſpäterhin vorkommen.

Aus der griechiſchen Sprache wählen wir vorzüglich nur ſolche Beiſpiele aus, die zugleich die Aehnlichkeit und Gleichheit der Structur zeigen, oder einfache Grundbeſtandtheile der Sprache ſind. Oſmi, oſi, oſti — ich bin, du biſt, er iſt — ſtimmt ganz mit εσμι, εσσι, εστι überein, wenn wir in den erſten beiden Fällen für ειμι und εις die ältere Form nehmen. An das o ſtoße man ſich nicht; es iſt der kurze Vokal, der wenn er nicht Anfangsbuchſtabe iſt, im Worte ſelbſt nicht geſchrieben wird, dem grammatiſchen Syſtem zufolge ein kurzes a bedeutet, in der herſchenden Ausſprache aber meiſtens als kurzes o, in einigen Worten als kurzes e lautet.

Noch ein Beiſpiel mag die Aehnlichkeit beſtätigen. Dodami, dodaſi, dodati — ich gebe, du giebſt, er giebt — ganz wie διδωμι u. ſ. w.; das lange a ſtimmt indeſſen mehr zu dem römiſchen das, dat. — Ma iſt eine indiſche Negation, wie im Griechiſchen μη. Der kurze Vokal o oder a wird in derſelben Bedeu-

tung den Worten präfigirt, wie das α privativum. Dur wird in derſelben Bedeutung präfigirt, wie das griechiſche δυς, im Perſiſchen دش, wie دشمن — der übelgeſinnte, der Feind, indiſch durmonoh. Die indiſche Sprache hat mit der griechiſchen, lateiniſchen und deutſchen nicht nur die Eigenſchaft gemein, daß ſie der urſprünglichen Bedeutung der Zeitwörter durch vorgeſetzte Partikeln die mannichfaltigſten Nebenſtimmungen geben kann, ſondern die meiſten aller der Partikeln, deren ſie ſich zu dieſem Zweck bedient, finden ſich in den genannten Sprachen wieder. Dem Indiſchen und Griechiſchen ſind folgende gemein: ſon genau daſſelbe wie das griechiſche συμ; poti iſt das alte ποτι für προς; onu bedeutet nach wie ανα. Pro findet ſich in derſelben Bedeutung auch im Lateiniſchen wie im Griechiſchen; ā hat die Bedeutung des lateiniſchen ad, des Deutſchen an; die verneinende Partikel no ſtimmt mit dem Lateiniſchen und Deutſchen überein; upo iſt das Deutſche auf nach der niederdeutſchen Ausſprache, ut das Deutſche aus nach derſelbigen.

Wie viel Uebereinſtimmung in ſolchen einfachen Grundbeſtandtheilen der Sprache beweiſe, iſt jedem bekannt, der ſich mit Forſchungen der Art beſchäftigt hat. Um ſo mehr übergehen wir Worte, wo die Uebereinſtimmung nur die Wurzel betrift, ohne weitere Merkwürdigkeit; wie oſthi — Knochen, οστεον; prothomo — der erſte, πρωτος; etoron — ein andres, das andre, ἑτερον; udokon — Waſſer, ὑδωρ; druh und drumoh — der Baum, δρυς; labho — das Nehmen, Empfangen, lobhote — er nimmt, verwandt mit λαβω, λαμβανω; piyote — er trinkt, πιει; ſevyoti er verehrt und er wird verehrt, σεβειν u. ſ. w. Maſoh — der Monath, μεις; Chondro der Mond heißt auch Chondromah, wo die letzte Sylbe wohl die Wurzel iſt, von der maſoh und auch das Perſiſche ماه abzuleiten iſt, wie auch das Deutſche Mond, im Niederdeutſchen Mahn.

Nur aus der römiſchen Sprache, in welcher die Zahl der indiſchen Wurzeln vielleicht mit am größten iſt, führen wir einige Beiſpiele der ſonderbaren Gleichheit wegen an. Vohoti — vehit, vomoti — vomit,

vortute — vertitur, ſvonoh — ſonus, nidhih — nidus, ſorpoh — ſerpens, navyon — navis, danon — donum, dinon — der Tag, dies, vidhova — vidua, podon — pes, pedis; aſyon — das Antlitz, os, yauvonoh — iuvenis, modhyoh — medius, yugon — jugum, von yunkte — iungit und iungitur; eine ſehr weitverbreitete Wurzel, welche in den abgeleiteten Bedeutungen auch in der philoſophiſchen Terminologie der Indier eine wichtige Stelle einnimmt. Ferner roſoh — der Saft, ros; viroh — der Held, vir; dontah — dentes, Perſiſch دندان; ſoroh — ſeries; keſhoh — das Haar, findet ſich noch in caeſa-ries, wovon Caeſar ſo viel als crinitus wohl beſſer abgeleitet wird, als auf die gewöhnliche Weiſe; ognih — das Feuer, ignis; potih — der Gebieter oder etwas beſitzend, deſſen mächtig — wird zur Bildung zuſammengeſetzter Worte grade eben ſo gebraucht wie das römiſche potens. Worte die man für ſchallnachbildend halten dürfte, wie ſhuſhyoti ſugit, mormoroh — murmur, tumuloh — tumultus, übergehe ich ſo wie

viele andre, die bei genauer Unterſuchung wohl nicht zweifelhaft ſcheinen dürften, doch aber nicht ſo unmittelbar einleuchtend ſind als die eben angeführten.

Die indiſchen Worte, welche ſich im Perſiſchen wiederfinden, ſind dem eigenthümlichen Charakter dieſer Sprache gemäß am ſtärkſten abgekürzt, und nur ſelten ganz unverletzt erhalten wie rõjo — der Glanz, glänzend — in روشن. Nicht nur fällt die Endung meiſtens weg und wird das zweiſylbige Wort dadurch einſylbig wie apoh — Waſſer آب, oſpoh — das Roß اسپ, bhiſhmoh oder bhimoh — Schrecken — بیم, ſhiroh — das Haupt — سر; ſhakhoh — ein Zweig — شاخ, kamoh — Begierde — کام. Es gehen oft noch weſentlichere Beſtandtheile verlohren wie پا der Fuß — von podo oder pado, پر voll — von purnon, تن der Leib — von tonüh oder tpnuh, ده zehn — von doſhoh, سیاه ſchwarz — von ſhyamoh. Aus dem dreiſylbigen pavokoh, der Reiniger auch ein

Beiwort des Feuers, wird das einſylbige پاک, rein. Kaum würde man mitroh — der Freund und dann auch ein Beiwort der Sonne — noch in مہر wiedererkennen, wenn nicht das Mithras der Alten, überhaupt aber die Analogie bei der großen Menge ähnlicher Fälle zu Hülfe käme. Wenn man die andern Beiſpiele vergleicht, möchte man immer glauben, daß auch دم — der Hauch — noch von dem indiſchen Atmoh der Geiſt u. ſ. w. komme, was ſich in ατμη und Athem ganz erhalten hat. Für die Ableitung des Perſiſchen wird es daher von großem Nutzen ſein, wenn man auch auf die neuere oft ſchon abgekürzte Form Rückſicht nimmt, welche das alte Sanſkritwort im Prakrit oder in den hindoſtaniſchen Mundarten annimmt.

Daß ein ſo überwiegender Hang zum Abkürzen, der ſelbſt die Wurzeln und Stammſylben angreift, ſich dem Onomatopoëtiſchen nähere und den Geiſt der Sprache wieder zu dieſer Stufe hinführe, kann das Perſiſche ſelbſt zum Beiſpiel dienen; denn keine unter allen Sprachen, die

mit der indiſchen im nächſten Grade der Verwandtſchaft ſtehen, liebt die ſchallnachbildenden oder doch mit dem Schall ſpielenden Worte ſo ſehr als dieſe.

Im Lateiniſchen und nächſtdem im Deutſchen und Griechiſchen leiden die indiſchen Worte ungleich weniger Veränderung. Doch zeigt auch hier oft die unmittelbare Vergleichung, daß die indiſche Form die ältere ſei. Aus rōktoh oder rōhitoh kann wohl roth, aus Schleſhmo — Schleim, aus vohulon — viel werden, da die Worte wie das Gepräge des Geldes im Gebrauch und Umlauf ſich leicht abſchleifen und verwiſchen, aber nicht umgekehrt.

Oft treffen auch die an ſich ziemlich entfernten Formen der abgeleiteten Sprachen in dem indiſchen Worte, wie in ihrer gemeinſchaftlichen Wurzel zuſammen. Aus putroh (dem das celtiſche potr am treuſten geblieben iſt) kann eben ſo leicht puer als بِسر werden; aus ſvedoh wird Schweiß nach der niederdeutſchen Ausſprache eben ſo gut abgeleitet als ſudor; in noroh trift das perſiſche نَر und das griechi-

ſche ανηρ zuſammen; in trasoh — Zittern und Furcht — das griechiſche τρεω, das lateiniſche tremo und das perſiſche ترسیدن; ſamudron — das Meer — vereinigt das Deutſche See und das griechiſche ὑδωρ; Knie würde man nicht von janu ableiten wollen, wenn nicht γονυ und genu den Uebergang zeigten.

Noch wichtiger iſt es vielleicht, daß einige Worte der neuern Sprachen, die ſich in dieſen ſelbſt nicht weiter auflöſen laſſen, aus dem Indiſchen ſich ableiten und nach ihrer Zuſammenſetzung erklären laſſen. Prandium z. B. wird gewiß ohne Zwang von dem indiſchen prahnoh — der Vormittag — abgeleitet, welches ſelbſt aus der Partikel pro und ohoh der Tag, im fünften und ſechſten Caſus ohnoh zuſammengeſetzt iſt. Eben ſo monile von moni Edelſtein. Sponte kömmt mit dem Ablativ ſvante auch in der Bedeutung überein; ſvanton aber iſt zuſammengeſetzt aus der Partikel ſvo und onto — quod finem ſuum in ſe habet.

Auffallend iſt es, wie groß mannichmal ſelbſt in einer beſtimmten Flexion die Uebereinſtimmung iſt; ayonton z. B. und euntem, von yati,

er geht, auch eti, it; oder wie dieß auch bei zuſammengeſetzten Worten zutrift, wie Tvarſthito — der Thürſteher, Ontortvari — die innre Thür.

Auch bleibt es immer merkwürdig, obwohl man aus einzelnen Aehnlichkeiten der Art viel zu viel für das Ganze geſchloſſen hat, daß mehre griechiſche und römiſche Götternahmen, die in dieſen Sprachen ſelbſt keine Ableitung finden, aus dem Indiſchen erklärt werden können. Doch dieß gehört zum Theil einer andern Unterſuchung an; wir beſchränken uns hier einzig auf die Sprache, und übergehen alles, was nicht auf den erſten Blick gewiß iſt und eine weitere Auseinanderſetzung fodern würde. Nur das eine mag der Merkwürdigkeit wegen im Vorbeigehn angeführt werden, daß ſelbſt der Nahme Roma's indiſch ſein dürfte. Zwar bietet ſich das griechiſche ῥωμη dar, das aber auch ziemlich allein ſteht, und welcher Sprache das Wort urſprünglich angehöre, kann wohl kein Zweifel bleiben, wenn man betrachtet, wie weit das Geſchlecht der Wurzel romo, romote, wovon roti, ramo u. ſ. w., ſich im Indiſchen ausbreitet, welche Worte ſämmtlich Freude,

beſonders auch des Siegers und Helden bedeuten, und in dem alten Gedicht vom Ramo ſo oft zu Anklängen und ſchönen Anſpielungen auf den Nahmen des Helden gebraucht werden.

Ein und daſſelbe indiſche Wort trift in einer Umbiegung oft mehr mit der einen, in der andern mit einer andern der verwandten Sprachen überein. Chindonti z. B. iſt faſt ganz wie ſcindunt; der Infinitiv chettun aber nähert ſich eher dem Deutſchen ſcheiden; dem tonu iſt tenuis ähnlicher als dünn, das Zeitwort tonōti (deſſen Bedeutung tonu auch neben jener umfaßt,) ſtimmt mehr mit dem Deutſchen dehnet überein, als mit dem Lateiniſchen in extendit. Zerſtreute Glieder der abgeleiteten Sprachen finden ſich im Indiſchen wie an der Wurzel zuſammen; ut, das deutſche aus nach der niederdeutſchen Form, iſt ſchon angeführt worden: davon iſt der regelmäßig gebildete Comparativ uttoron, das deutſche äußern; der regelmäßige Superlativ uttomon, das Lateiniſche ultimum, in der Bedeutung aber wie ſummum. Alle im Lateiniſchen, Deutſchen, Perſiſchen zerſtreute Worte von der Familie mors, mortalis, مرد, مردن,

morden, Mord, finden ihren gemeinſchaftlichen regelmäßigen Urſprung in der indiſchen Wurzel mri, wovon mrityuh, morttyah, moronon u. ſ. w. Daſſelbe gilt von der in allen vier Sprachen, der lateiniſchen, griechiſchen, perſiſchen und deutſchen ſo weit verbreiteten Wortfamilie Stehen und Stand; tiſthoti — er ſteht — kömmt am meiſten mit dem Griechiſchen überein; ſthanon — der Ort — mit dem perſiſchen ستان; ſthiro — unbeweglich — das deutſche ſtier, iſt ſchon angeführt worden. Auch janami, gigno, γενναω, iſt eine ſehr fruchtbare Wurzel. Es ſind deren zu viel, um ſie alle anzuführen.

Als ein beſonders lehrreiches Beiſpiel gemeinſchaftlicher Abſtammung aus dem Indiſchen wählen wir einige der vornehmſten Worte, die Geiſt, Denken, Wiſſen oder Reden bedeuten. Monoh, monoſon iſt das lateiniſche mens; das Zeitwort monyote — er denkt — finden wir in dem deutſchen meinet. Motih iſt das griechiſche μητις. Eine andre mit dieſer und mit dem deutſchen Muth verwandte Form liegt wohl in Amōdoh — Vergnügen, Anmuth —

zum Grunde; denn das a iſt auch in dem indiſchen Amṓdo (dem vielleicht auch das perſiſche اُمید Hoffnung, verwandt iſt) nur Präpoſition; von eben der Wurzel wäre dann unmadoh, wo un die nach dem Geſetz der Euphonie veränderte Präpoſition ut iſt; unmadoh — raſend, wörtlich ſo viel als exmens, was in dem Engliſchen mad noch verſtümmelt übrig ſein könnte. Atmoh, was ipſe und ſpiritus bedeutet, im Griechiſchen und Deutſchen ατμη und Athem, iſt ſchon vorgekommen. Desgleichen die Wurzel Vedo, wovon vetti, das deutſche Wiſſen; etwas abweichend in der Bedeutung, aber treuer in der Form iſt das lateiniſche video. Von der fruchtbaren Wurzel jna, die gleichfalls Wiſſen, Erkennen und Verſtehen bedeutet, das perſiſche شناختن, شنودن, شنیدن. Tiefes Sinnen und Nachdenken bezeichnet die Wurzel dhī, wovon dhīyote, das deutſche dichtet in der urſprünglichen Bedeutung, wie in Dichten und Trachten; ferner dhyayo, dhyayoti u. ſ. w. verwandt mit dachte. Vox kann von vocho oder von vakyon abgeleitet werden;

beide Formen ſind gebräuchlich. Die Wurzel re bezeichnet Sprache und Rede, wie dieſes letzte im Deutſchen. Ganon heißt cantus; von der Wurzel gi, giyote er ſingt; im Perſiſchen خواندن ſingen und leſen.

Die indiſchen Pronomina ſtimmen am meiſten mit den römiſchen überein. Zwar tvon, Du — iſt allen den abgeleiteten Sprachen gemein; ohon, ich — hingegen verſchieden und höchſtens nur in dem celtiſchen on noch ſichtbar; der Dativ moya, mir — iſt dem griechiſchen μοι am nächſten; das me, was ſtatt man — mich, und auch im vierten und ſechſten Caſus gebraucht wird, dem Griechiſchen mit dem Römiſchen gemein. Von der Wurzel ſvo aber (wowon ſuus, a, um und ſein), die als Partikel ſo oft präfigirt wird, um Beziehung auf ſich ſelbſt oder Kraft durch ſich ſelbſt zu bezeichnen, kommen auch Caſus vor, die ganz den Römiſchen gleich ſind, wie ſvon — ſuum, ſvan — ſuam u. ſ. w. Das Pronomen eſchoh, eſcha, etot iſt wohl die gemeinſchaftliche Wurzel von is, ea, id und iſte, iſta, iſtud, da es in den abgeleiteten Caſus

auch der beiden erſten Geſchlechter meiſtens ein t annimmt; dahin gehört auch das zurückweiſende iti, was bald dem id, bald dem ita entſpricht. Koh (in der Conſtruction meiſtens kos), ka, kon entſpricht noch dem qui, quae, quod ſelbſt in einigen abgeleiteten Caſus, wie kan — quam, wie das fragende kim dem quid; das Perſiſche كه iſt eben daher. Dagegen entſpricht das ſchon angeführte yūyon dem Deutſchen in der engliſchen Form you; das Pronomen ſoh findet ſich im Hebräiſchen, und Arabiſchen, und auch im Altdeutſchen; der Accuſativ ton iſt noch ganz das griechiſche τον, deutſch den; der Genitiv toſyo das deutſche deſſen, der Pluralis te das Deutſche die; tot, da der kurze Vokal eben ſo wohl a als o ſein kann, entſpricht dem deutſchen das, niederdeutſch dat. Da oyom in den meiſten Caſus ein i annimmt, worin das y ſehr oft regelmäßig übergeht, ſo könnte das perſiſche این davon abgeleitet werden, womit jener verwandt. Noch mehres andre lieſſe ſich beibringen, was uns aber zu tief in die Etymologie führen würde.

Hieher gehören auch die Zahlworte. Eins, fünf, hundert und tauſend — eko, poncho, ſhoto, ſohosro — ſtimmen mit dem perſiſchen یک, پنج, صد, هزار — überein. Die übrigen erſten — chotur — vier, im Slaviſchen chetyr, ausgenommen — ſind genau wie in unſern Sprachen bis auf die abgeleiteten Zahladjektive; tvītiyoh, — trītiyoh — der zweite und der dritte — entſpricht am meiſten dem Deutſchen; ſoptomoh (die Aſpiration am Ende wird in der Conſtruction oft in ein s verwandelt, dann alſo ſoptomos) ſoptoma, ſoptomon ſtimmt auf das genaueſte mit dem römiſchen ſeptimus, a, um überein; desgleichen duadoſho, duodecim.

Bis jetzt haben wir nur ſolche Fälle angeführt, wo die Uebereinſtimmung in den einzelnen Worten noch unmittelbar ſichtbar iſt. Wollten wir auf die Unterſuchung der Wurzeln eingehen, wo die Verwandtſchaft auch ſicher genug iſt, aber nur mehr Analyſe erfordert — wie z. B. moho oder maho in magnus, mächtig und مه, oder volo, valo, was

Kraft bedeutet, in validus ſichtbar; tomo — finſter, mit dämmern, lōhitoh roth und brennend mit dem Deutſchen Lohe, cheſtote — er ſucht, begehrt — mit quaeſitus und خواهيدن verwandt iſt; oder an verſchiedene Biegungen einer Wurzel gocho, goto, gomo, gamino ſich viele abgeleitete wie gehen, going, kommen, caminus anreihen; — ſo würden wir ſtatt einer Abhandlung ein vergleichendes Wörterbuch entwerfen und einen beträchtlich großen Theil aller der genannten Sprachen durchgehen müſſen.

Aus dem gleichen Grunde haben wir uns auch ſolcher Beiſpiele enthalten, wo das Wort ſelbſt zwar daſſelbe geblieben iſt, die Bedeutung aber eine kleine Ablenkung erlitten hat, wie yōjon — der Saame, in vis; guno die Eigenſchaft, verſchiedne Art und Weiſe, in كون — die Farbe. Wer kann bezweifeln, daß morden und مردن daſſelbe Wort ſeien, obgleich das erſte active, das zweite paſſive Bedeutung hat? ديو iſt unſtreitig devo, lateiniſch divus und deus; obgleich ديو von böſen, devo immer

nur von guten Geiſtern gebraucht wird. In modhuroh — in der Conſtruction modhuros — modhura, modhuron wird man maturus, a, um nicht verkennen, obgleich das indiſche Wort ſúß bedeutet; das Subſtantiv modhu, Honig, iſt das deutſche Meth. Eben ſo lōkoh, die Welt, der Weltraum — locus; veſthitoh, bedeckt — veſtitus; mordjaroh, die Katze, das deutſche Marder. Thiernahmen gehen oft auf noch entferntere Gattungen über, wie vulpis, Wolf; ἐρ-ο — der Vogel, würde man gewiß nicht darauf kommen, mit mrigo — Wild überhaupt und beſonders das Reh — zuſammen zu ſtellen, wenn nicht die indiſche Wurzel auch die Jagd, überhaupt ein ſchnelles Fliehen und Verfolgen bedeutete. Topo und Tapo wird in den indiſchen Schriften ſo häufig für Buße gebraucht, daß man die urſprüngliche Bedeutung Hitze faſt darüber vergißt, die dem römiſchen tepeo allein geblieben iſt; obwohl auch die indiſche Wurzel ſie noch beibehalten hat, ſelbſt in den abgeleiteten Formen, wie tapoyittun — calefacere, das griechiſche θαλπειν. Auf dieſe Weiſe treten oft ſehr ent-

fernte Bedeutungen und Worte zuſammen, wenn man die Mittelglieder kennt, und die verwandten Sprachen in ihrer Verbindung betrachtet. So dürfte das perſiſche بو — Wohlgeruch, Duft — zunächſt wohl von Blumen, nach بوستان der Garten, zu urtheilen — von dem indiſchen p u ſ h p o — Blume, abzuleiten ſein, womit noch verwandt das deutſche B u ſ ch. Vieler andern Beiſpiele nicht zu erwähnen, die manche Aufſchlüſſe geben und manche Bemerkung veranlaſſen würden, über die Art wie und die Geſetze nach welchen die Bedeutung der Worte ſich zu verändern pflegt.

Drittes Kapitel.

Von der grammatiſchen Structur.

Könnte man aber nicht vielleicht dieſen ganzen Beweis umkehren und ſagen: die Verwandtſchaft iſt auffallend genug und mag zum Theil gegründet ſein, woraus folgt aber daß die indiſche unter den verwandten Sprachen grade die ältere und ihr gemeinſchaftlicher Urſprung ſei? Kann ſie nicht eben ſo gut erſt durch Miſchung der andern entſtanden ſein, oder doch dadurch dieſe Aehnlichkeit erhalten haben?

Nicht zu erwähnen, daß vieles von dem ſchon angeführten und auch manche andre Wahrſcheinlichkeit dagegen ſpricht, ſo werden wir jetzt auf etwas kommen, was die Sache völlig entſcheidet und zur Gewißheit erhebt. Ueberhaupt dürfte die Hypotheſe, welche, was ſich in Indien Griechiſches findet, von den Seleuciden in Bac-

trien herleiten zu können meint, nicht viel glücklicher ſein als die, welche die aegyptiſchen Pyramiden für natürliche Kryſtalliſationen ausgeben wollte.

Jener entſcheidende Punkt aber, der hier alles aufhellen wird, iſt die innre Structur der Sprachen oder die vergleichende Grammatik, welche uns ganz neue Aufſchlüſſe über die Genealogie der Sprachen auf ähnliche Weiſe geben wird, wie die vergleichende Anatomie über die höhere Naturgeſchichte Licht verbreitet hat.

Wir ſondern von den verwandten Sprachen zuerſt die perſiſche ab, deren Grammatik, welche von der arabiſchen durch den langen und alten Verkehr der beiden Völker ſogar die perſönlichen Suffixa angenommen hat, mit der indiſchen und den übrigen ungleich weniger übereinſtimmt, als ſelbſt jetzt noch die deutſche, der griechiſchen und römiſchen zu geſchweigen. Stellt man aber alle Aehnlichkeiten zuſammen, ſo ſind ſie allerdings von Gewicht.

Die Declination bietet am wenigſten dar, oder eigentlich nichts; man müßte denn den

Comparativ تر, wie im Griechiſchen und Indiſchen taro, hieher rechnen; und das Diminutiv durch k, wie im Deutſchen und Indiſchen, z. B. Manovokoh, Diminutiv von manovoh der Mann; دختركی, das Töchterchen. Ungleich mehr die Conjugation; Kennzeichen der erſten Perſon iſt m, was ſelbſt im Lateiniſchen verlohren iſt, im Indiſchen und Griechiſchen vollſtändiger mi lautet; von dem ſi der zweiten Perſon im Indiſchen und Griechiſchen iſt nur das i geblieben; Kennzeichen der dritten Perſon iſt t oder d, im Pluralis nd, wie im Lateiniſchen und Deutſchen; im Griechiſchen vollſtändiger ti und nti nach der ältern Form. Das perſiſche Participium praeſens und activum auf ndeh iſt wie das deutſche in nd, alt nde; das Participium praeteritum und paſſivum in deh mit einem vorangehenden gedehnten Vokal, ſtimmt mit dem lateiniſchen in tus, a, um und mit der altdeutſchen Form im Gothiſchen überein; dergleichen ſich auch unter den indiſchen Verbalibus finden, wie kritoh.

Auch darf nicht übergangen werden, daß die Endungen گار, وار, und دار, die an zuſammengeſetzten Adjectiven einen, der auf gewiſſe Weiſe handelt und etwas macht, oder geartet iſt oder etwas beſitzt, bezeichnen, den indiſchen karo und koro, voro und dhorò entſprechen; desgleichen die Endung مان dem indiſchen Particip auf mano. Die verneinenden Partikeln نه, نې und ما ſind die indiſchen no, ni und ma; die Partikel بې, die in privativer Bedeutung präfigirt wird, wie das indiſche vi; ferner اندر und اندرون innen, wie das indiſche ontor und ontoron, und das ſchon angeführte Pronomen که, indiſch koh.

Vorzüglich aber die Hülfsverba استن — osti, بوون — geweſen, von bhovoti — er iſt, im Prakrit — bhōdi, im Praeterito des Sanſkrit obhūt. کردن — thun, machen — indiſch korttun, iſt, eben wie dieſes in den neu-indiſchen Mundarten, ein allgemeines Hülfsverbum im Perſiſchen; an einige Biegun-

gen der indiſchen Wurzel kri, wie kriyan, kriyote ſchließt ſich noch das lateiniſche creare an.

Es wäre zu wünſchen, daß jemand der mit allen Hülfsmitteln dazu verſehen wäre, Unterſuchungen darüber anſtellte, wie die perſiſche Grammatik ehedem beſchaffen geweſen, ob ſie ſich vielleicht in einigen Stücken geändert hat, und einſt der indiſchen und griechiſchen noch ähnlicher war, als ſie es jetzt iſt. Dieß würde mehr Aufſchluß und Beſtätigung geben, als eine noch ſo große Anzahl übereinſtimmender Wurzeln. Ueberhaupt wäre zu wünſchen, daß das Studium dieſer ſchönen Sprache auch in Deutſchland allgemeiner würde. Für Poeſie dürfte außer der Griechiſchen nicht leicht eine belohnender gefunden werden *). Die oft bemerkte Verwandt-

*) Die Pariſer Bibliothek iſt nicht nur ſehr reich an perſiſchen Manuſcripten, ſondern beſitzt auch an Herrn Chezy einen Gelehrten, der die vertrauteſte Kenntniß der Sprache überhaupt mit einem beſonders feinen und geübten Gefühl für die eigenthümlichen Schönheiten und Schwierigkeiten der perſiſchen Dichterſprache verbindet.

ſchaft des Perſiſchen mit dem Deutſchen iſt auſſerdem ſo groß, daß die Hoffnung wohl nicht übertrieben wäre, hier vielleicht manches zu finden, wodurch eins oder das andre in der älteſten germaniſchen Geſchichte mehr erklärt würde. Wer das Perſiſche zu ſeinem Hauptſtudium erwählen will, ſollte ſich auch die ſlaviſchen Sprachen zu eigen zu machen ſuchen. Ihre Vergleichung, ihre Aehnlichkeit und Unähnlichkeit kann vielleicht über manches Licht geben, was die Alten aus früher Zeit von Kriegen der Perſer und Scythen berichten, und was jetzt einzeln und unerklärt da ſteht.

In der deutſchen Grammatik finden ſich außer denen, die ſie mit der perſiſchen gemein hat, noch mehre andre Uebereinſtimmungen mit der griechiſchen und indiſchen. Im Deutſchen wie im Indiſchen durchgängig iſt n Kennzeichen des Accuſativs, s des Genitivs. Die Endſylbe tvon bildet im Indiſchen die Subſtantiva der Beſchaffenheit, grade ſo wie das Deutſche thum gebraucht wird. Der Conjunktiv wird zum Theil durch eine Veränderung des Vokals bezeichnet, wie in allen Sprachen, die der alten

Grammatik folgen. Eben ſo übereinſtimmend iſt die Bildung des Imperfectums durch Veränderung des Vokals in einer Gattung der deutſchen Zeitwörter. Wird in einer andern das Imperfectum durch ein eingefügtes t gebildet, ſo iſt dieß freilich eine beſondre Eigenthümlichkeit, eben ſo wie das b im römiſchen Imperfectum; das Princip aber iſt immer noch daſſelbe, daß nehmlich die Nebenbeſtimmung der Bedeutung nach der Zeit und andern Verhältniſſen nicht durch beſondre Worte oder von außen angehängte Partikeln geſchieht, ſondern durch innre Modification der Wurzel.

Nehmen wir vollends die Grammatik der ältern Mundarten hinzu, des Gothiſchen und Angelſächſiſchen für den Deutſchen, des Isländiſchen für den ſkandinaviſchen Zweig unſrer Sprache; ſo finden wir nicht nur ein Perfectum mit einem Augment, wie im Griechiſchen und Indiſchen, einen Dualis, genauere Geſchlechts- und Verhältnißbeſtimmungen der Participien und der Declination, die jetzt verlohren, ſondern auch viele andre Flexionen, die jetzt ſchon etwas abgeſtumpft und weniger kenntlich ſind; die dritte

Perſon im Singularis und Pluralis der Zeitworte zum Beiſpiel, zeigen ſich wieder vollſtändig und in vollkommner Uebereinſtimmung. Es kann mit einem Worte bei der Betrachtung dieſer alten Denkmahle der germaniſchen Sprache nicht der mindeſte Zweifel übrig bleiben, daß ſie ehedem eine ganz ähnliche grammatiſche Structur hatte, wie das Griechiſche und Römiſche.

Noch jetzt ſind ſehr viele Spuren dieſer ältern Sprachform im Deutſchen, im eigentlichen Deutſchen mehr, als im Engliſchen und in den ſkandinaviſchen Mundarten übrig; wenn aber im Ganzen hier das Princip der neuern Grammatik, die Conjugation vorzüglich durch Hülfsverba, die Declination durch Präpoſitionen zu bilden, herrſchend iſt, ſo darf uns dieß um ſo weniger irre machen, da auch die ſämmtlichen aus dem Lateiniſchen abſtammenden romaniſchen Sprachen, wie nicht minder alle hindoſtaniſche Mundarten, wie ſie jetzt noch geſprochen werden, die ſich zum Sanſkrit etwa eben ſo verhalten, wie jene zum Lateiniſchen, eine ähnliche Veränderung erlitten haben. Es bedarf auch keiner äuſſern Urſache, um dieſe überall gleichförmig ſich zeigende Er-

ſcheinung zu erklären. Die kunſtreiche Structur geht durch die Abſchleifung des gemeinen Gebrauchs beſonders in einer Zeit der Verwilderung gern verlohren, entweder ganz allmählig, oder bisweilen auch mehr auf einmal; und jene Grammatik durch Hülfsverba und Präpoſitionen iſt in der That die kürzeſte und bequemſte, gleichſam eine Abbreviatur zum leichten allgemeinen Gebrauch; ja man könnte es faſt als eine allgemeine Regel aufſtellen, daß eine Sprache um ſo leichter zu erlernen ſei, je mehr ihre Structur ſich ſchon vereinfacht und dieſer Abbreviatur genähert hat.

Mit der griechiſchen und römiſchen Grammatik ſtimmt die indiſche ſo ſehr überein, daß ſie weder von der einen noch von der andern mehr verſchieden iſt, als dieſe beiden es unter ſich ſind. Das Weſentliche iſt die Gleichheit des Princips, alle Verhältniſſe und Nebenbeſtimmungen der Bedeutung nicht durch angehängte Partikeln oder Hülfsverba, ſondern durch Flexion d. h. durch innre Modification der Wurzel zu erkennen zu geben. Doch erſtreckt ſich zur mehren Beſtätigung die Aehnlichkeit bis auf eine völlige Gleich-

heit mancher Biegungsſylben oder Buchſtaben. Das Futurum wird durch ein ſ gebildet wie im Griechiſchen; kŏrōmi — ich thue, kŏriſhyami — ich werde thun; das Imperfectum durch vorgeſetzten kurzen Vokal und die Endung bn; bhŏvami — ich bin, ŏbhŏvŏn — ich war. Die auffallende Gleichheit der Geſchlechtsbiegung der Adjectiven mit den römiſchen, des indiſchen Comparativs mit dem griechiſchen, und der Perſonalendungen des Zeitworts mit den griechiſchen iſt ſchon angeführt worden, wie auch das Perfectum mit dem Augment. Dieſes ſtimmt auch darin mit dem griechiſchen überein, daß es die erſte Perſon nicht in mi oder on, wie die andern Tempora, noch die dritte Perſon in t oder ti, ſondern beide mit einem Vokal endet; chŏkăro — ich habe und er hat gethan, vŏbhūvŏ — ich bin geweſen und er iſt geweſen. Solche Uebereinſtimmung bis in die feinſten Einzelnheiten der Structur ſind gewiß mehr als eine bloße Merkwürdigkeit für jeden, der über Sprache nachgedacht hat. Die Endung der dritten Perſon des Imperativs iſt ŏtu, im Pluralis ŏntu; die Endung des erſten Par-

ticips im männlichen Geſchlechts o n. Doch es wäre überflüſſig, alles anführen zu wollen, wo manches einzelne ſo auffallend übereinſtimmend gefunden ward, daß es faſt allein entſcheiden könnte.

Der lateiniſche Infinitiv könnte mit ſeiner Endung in re eine große Abweichung ſcheinen; und allerdings iſt dieß eine eigenthümliche Beſonderheit des Römiſchen, wo es von den übrigen Sprachen gleicher Familie in der Bildung eines der wichtigſten Redetheile abgeht. Da indeſſen der indiſche Infinitiv auf t u n eben ſo oft oder noch öfter in der Bedeutung dem römiſchen Supinum, das ihm auch in der Form gleicht, als dem eigentlichen Infinitiv entſpricht, ſo zeigt ſich auch hier noch das Band der Aehnlichkeit, und ein Punkt des Uebergangs.

In der Declination entſpricht der fünfte Caſus in a t dem lateiniſchen Ablativ in ate, der ſiebte Caſus des Pluralis in e ſ h u, i ſ h u u. ſ. w. dem griechiſchen εσσι und οισι — der vierte und fünfte Caſus in b h y o h, was in der Conſtruction oft b h y o s wird, mit vorhergehenden langem Vokal, dem lateiniſchen Dativ und

Ablativ in bus. Den indiſchen Dativ des Singularis in ayo könnte man mit dem alten römiſchen in aï vergleichen, die Endung des Dualis in au mit der griechiſchen in ω. Auch in manchen Eigenthümlichkeiten oder beſondern Nebenbeſtimmungen der Grundregel ſtimmt die indiſche Declination mit den genannten Sprachen überein; Neutra z. B. lauten auch hier durchgängig im Accuſativ wie im Nominativ; im Dualis haben mehre Caſus, die in den andern Zahlen unterſchieden werden, nur eine und dieſelbe Biegung.

Was früher beiläufig von ähnlichen Uebereinſtimmungen vorgekommen iſt, wiederhohlen wir nicht, übergehen auch manches, was neben dem andern immer noch von Gewicht ſein dürfte. Allerdings bleibt bei der großen Uebereinſtimmung im Weſentlichen und Ganzen auch eine beträchtliche Verſchiedenheit im Einzelnen und mehr Zufälligen zurück. Hauptſächlich beſteht aber der Unterſchied doch darin, daß die indiſche Grammatik in derſelben Art, wie die griechiſche und römiſche, noch regelmäßiger, demſelben Geſetz der Structur, wenn ich ſo ſagen darf, noch treuer

und eben dadurch zugleich einfacher und kunſtreicher iſt als dieſe. Die griechiſche und römiſche Sprache declinirt, d. h. ſie beſtimmt die Verhältniſſe des Subſtantivs nicht durch angehängte oder vorgeſetzte Partikeln, wie größtentheils in den neuern Sprachen geſchieht. Doch iſt auch ihre Declination nicht vollſtändig genug, um der Beihülfe der Präpoſitionen ganz entbehren zu können. Die indiſche Declination bedarf derſelben niemals; für die Verſchiedenheiten, welche durch die Präpoſitionen — cum, ex, in — bezeichnet werden, die den lateiniſchen Ablativ ſo oft erſt näher beſtimmen müſſen, hat ſie eigne Caſus. Ob man ſagen dürfe, daß die indiſche Sprache gar keine irregulären Zeitwörter habe, wage ich nicht zu behaupten; gewiß aber iſt es, daß dieß in gar keinem Verhältniſſe, weder der Zahl noch dem Grade nach, mit der Unregelmäßigkeit der griechiſchen und römiſchen Zeitwörter ſteht. Die Conjugation ſelbſt iſt regelmäßiger; der Imperativ hat noch eine erſte Perſon und ſteht in der Reihe der übrigen vollſtändigen Arten; auch iſt die zweite Perſon des Imperativs nie ſo abgekürzt und verſtümmelt, wie es im Perſiſchen im-

mer, in den andern verwandten Sprachen doch ſehr häufig der Fall iſt. Die Art aus einem einfachen Zeitwort ein frequentatives oder deſideratives oder eines zu bilden, was bedeutet die Handlung verurſachen und durch einen andern bewirken, iſt durchaus gleichförmig und auf alle Wurzeln anwendbar. Die große Anzahl der aus dem Zeitwort ſammt dem Infinitiv abgeleiteten Verbalia bilden ein noch vollſtändigeres Ganzes. Faſt alle indiſchen Adjectiva ſind Verbalia, regelmäßig aus einem Zeitwort abgeleitet, ſo wie faſt alle Nomina propria bedeutende Epitheta; unter allen Sprachen läßt ſich keine wohl ſo ganz aus ſich ſelbſt erklären als die indiſche.

Obwohl es zu viel geſagt ſein würde, wenn man es auf alles ausdehnen wollte, daß ſich das Griechiſche und Römiſche in Rückſicht der Grammatik zum Indiſchen wieder verhalte, wie die romaniſchen Sprachen zur lateiniſchen; ſo iſt es doch unläugbar wahr, daß ſie in einigen Punkten, durch die Beihülfe der Präpoſitionen und durch die ſchwankendere Unregelmäßigkeit, ſchon den Uebergang zu der modernen Gramma-

tik bilden, und daß die regelmäßige Einfachheit der indiſchen Sprache in der gleichen Structur ein untrügliches Kennzeichen des höhern Alterthums iſt. Wichtig iſt auch folgender Unterſchied. Im Griechiſchen kann man noch wenigſtens einen Anſchein von Möglichkeit finden, als wären die Biegungsſylben aus in das Wort verſchmolznen Partikeln und Hülfsworten urſprünglich entſtanden, obwohl man dieſe Hypotheſe nicht würde durchführen können, ohne faſt alle jene etymologiſchen Künſte und Gaukeleien zu Hülfe zu nehmen, denen man zuvörderſt allen ohne Ausnahme den Abſchied geben ſollte, wenn man die Sprache und ihre Entſtehung wiſſenſchaftlich d. h. durchaus hiſtoriſch betrachten will; und kaum möchte ſichs auch dann noch durchführen laſſen. Beim Indiſchen aber verſchwindet vollends der letzte Schein einer ſolchen Möglichkeit, und man muß zugeben, daß die Structur der Sprache durchaus organiſch gebildet, durch Flexionen oder innre Veränderungen und Umbiegungen des Wurzellauts in allen ſeinen Bedeutungen ramificirt, nicht bloß mechaniſch durch angehängte Worte und Parti-

keln zuſammengeſetzt ſei, wo denn die Wurzel ſelbſt eigentlich unverändert und unfruchtbar bleibt. Daß eine ſo kunſtreiche Grammatik dennoch ſehr einfach ſeyn könne, zeigt das Beiſpiel der indiſchen ſelbſt am beſten. Es wird auch nichts dazu vorausgeſetzt als etwas, was man doch wohl annehmen muß, um den Urſprung der Sprache auf eine deutliche und verſtändliche Art zu erklären; ein ſehr feines Gefühl nehmlich für den unterſcheidend eigenthümlichen Ausdruck, für die urſprüngliche Naturbedeutung, wenn ich ſo ſagen darf, der Buchſtaben, der Wurzellaute und Sylben; ein Gefühl, das wir uns jetzt, da das Gepräge der Worte durch langen Gebrauch verwiſcht, das Ohr durch die verworrne Menge allartiger Eindrücke abgeſtumpft worden iſt, kaum mehr in ſeiner ganzen Regſamkeit und Lebendigkeit vorſtellen können, was aber doch wohl vorhanden geweſen ſeyn muß, weil ohne daſſelbe keine Sprache, wenigſtens keine ſolche, hätte entſtehen können.

Dieß feine Gefühl mußte dann mit der Sprache ſelbſt zugleich auch Schrift hervorbringen; keine hieroglyphiſche nach äuſſern Natur-

gegenſtänden mahlende oder bildernde, ſondern eine ſolche, welche den innern Charakter der Buchſtaben, wie er ſo deutlich gefühlt ward, nun auch in ſichtlichen Umriſſen hinſtellte und bezeichnete.

Viertes Kapitel.

Von zwei Hauptgattungen der Sprachen nach ihrem innern Bau.

Das eigentliche Weſen dieſes in dem Indiſchen und allem, was aus ihm abgeleitet iſt, herrſchenden Sprachprincips wird durch den Gegenſatz am beſten deutlich gemacht werden können. Denn nicht alle Sprachen folgen dieſer Grammatik, deren kunſtreiche Einfachheit wir am Indiſchen und Griechiſchen bewundern, und auf deren Charakter wir im vorigen Kapitel aufmerkſam zu machen ſuchten. In vielen andern und zwar in den meiſten Sprachen finden wir die Merkmahle und Geſetze einer ganz von jener verſchiedenen, ja ihr durchaus entgegengeſetzten Grammatik.

Entweder werden die Nebenbeſtimmungen der Bedeutung durch innre Veränderung des Wurzellauts angezeigt, durch Flexion; oder aber jedesmal durch ein eignes hinzugefügtes Wort, was ſchon an und für ſich Mehrheit, Vergangenheit, ein zukünftiges Sollen oder andre Verhältnißbegriffe der Art bedeutet; und dieſe beiden einfachſten Fälle bezeichnen auch die beiden Hauptgattungen aller Sprache. Alle übrigen Fälle ſind bei näherer Anſicht nur Modifikationen und Nebenarten jener beiden Gattungen; daher dieſer Gegenſatz auch das ganze in Rückſicht auf die Mannichfaltigkeit der Wurzeln unermeßliche und unbeſtimmbare Gebiet der Sprache umfaßt und völlig erſchöpft.

Ein merkwürdiges Beiſpiel einer Sprache ganz ohne Flexion, wo alles, was jene Sprachen durch dieſe andeuten, durch eigne ſchon für ſich bedeutende Wörter verrichtet wird, bietet das Chineſiſche dar; eine Sprache, die mit ihrer ſonderbaren Einſylbigkeit, wegen dieſer Conſequenz oder vielmehr vollkommnen Einfachheit der Structur, für das Verſtändniß der ganzen Sprachwelt ſehr lehrreich iſt. In gleicher Rück-

ſicht könnte auch noch die malayiſche Grammatik angeführt werden. Wichtig für die Charakteriſtik dieſer ganzen Gattung ſind die eben ſo ſchweren als ſonderbaren amerikaniſchen Sprachen. *) Denn trotz der zahlloſen Mannichfaltigkeit und gänzlichen Verſchiedenheit derſelben in Rückſicht der Wurzeln, wo oft bei mehren kleinen Völkerſchaften, die dicht neben einander wohnen, nicht ein Laut von Aehnlichkeit ſich zeigt, folgen ſie doch alle, ſo weit ſie bis jetzt bekannt ſind, einem und demſelben Geſetz des Sprachbaues; alle Bezeichnung der Verhältniſſe geſchieht durch Worte und Partikeln, die hier zwar ſchon mit dem Wurzelwort ſelbſt zuſammenwachſen, aber doch auch durchgängig noch für ſich und einzeln dieſelbe Bedeutung haben,

*) Dem berühmten Herrn Alexander von Humboldt, verdanke ich die Mittheilung mehrer amerikaniſcher Wörterbücher und Sprachlehren, woraus die obigen und nachfolgenden Bemerkungen geſchöpft ſind. Auſſer zwei ziemlich ausführlichen Wörterbüchern und Sprachlehren der mexikaniſchen und der in Peru und im Reich Quito herrſchenden Aquichuaſprache, wurden mir noch kürzere Handbücher über die Othomi, Cora, Huaſteca, Moſca, Mixteca und Totonacaſprache mitgetheilt.

welche ſie dem Wurzelwort, an das ſie angefügt werden, verleihen. Es bilden die amerikaniſchen Sprachen ihre Grammatik durch Affixa und ſind wie alle Sprachen dieſer Gattung ſehr reich an Pronominalbeziehungen durch Suffixa und an den daher entſtehenden relativen Zeitwörtern und Conjugationen, deren auch das Baſkiſche*) nicht weniger als ein und zwanzig durch vorn oder hinten an das Hülfsverbum angefügte Pronomina zählt. Ob nun in einer Sprache dieſer Art die Partikeln durchgängig dem Wurzelwort hinten angehängt werden, wie im Baſkiſchen und in der Declination der amerikaniſchen Sprachen, oder vorn angefügt werden, wie im Koptiſchen, ob bald das eine bald das andre Statt findet, wie in der Conjugation der peruaniſchen, mexikaniſchen und andrer amerikaniſchen Sprachen, oder ob die Partikeln gar dem Worte ſelbſt eingeflochten werden, wovon man beſonders in einigen amerikaniſchen Sprachen ſehr

*) Nach Larramendi. Von dem ältern Herrn von Humboldt iſt vielleicht bald eine reichhaltigere und beſonders eine genauer beſtimmte und deutlichere Darſtellung dieſer merkwürdigen Sprache zu erwarten.

merkwürdige Beiſpiele findet, iſt im Grunde für die Hauptſache einerlei; genug es iſt eine Grammatik durch Anfügung von auſſen, nicht durch Flexion.

Zwar kann ein Schein von Flexion entſtehen, wenn die angefügten Partikeln endlich bis zum Unkenntlichen mit dem Hauptwort zuſammenſchmelzen; wo aber in einer Sprache, wie in der arabiſchen und in allen, die ihr verwandt ſind, die erſten und weſentlichſten Verhältniſſe, wie die der Perſon an Zeitwörtern, durch Anfügung von für ſich ſchon einzeln bedeutenden Partikeln bezeichnet werden, und der Hang zu dergleichen Suffixis ſich tief in der Sprache gegründet zeigt, da kann man ſicher annehmen, daß das gleiche auch in andern Stellen Statt gefunden habe, wo ſich jetzt die Anfügung der fremdartigen Partikel nicht mehr ſo deutlich unterſcheiden läßt; kann wenigſtens ſicher annehmen, daß die Sprache im Ganzen zu dieſer Hauptgattung gehöre, wenn ſie gleich im Einzelnen durch Miſchung oder kunſtreiche Ausbildung zum Theil ſchon einen andern und höhern Charakter angenommen hätte.

Der Stufengang der Sprachen, welche dieſer Grammatik folgen, wäre alſo dieſer. Im Chineſiſchen ſind die Partikeln, welche die Nebenbeſtimmung der Bedeutung bezeichnen, für ſich beſtehende von der Wurzel ganz unabhängige einſylbige Worte. Die Sprache dieſer ſonſt ſo verfeinerten Nation ſtünde alſo grade auf der unterſten Stufe; vielleicht, weil eben durch das ſo äuſſerſt künſtliche Schriftſyſtem die Kindheit derſelben zu frühe fixirt worden. In der baſkiſchen und koptiſchen, ſo wie in den amerikaniſchen Sprachen wird die Grammatik ganz und gar durch Suffixa und Präfixa gebildet, die faſt überall noch leicht zu unterſcheiden ſind und zum Theil auch noch für ſich eine Bedeutung haben; doch fangen die angefügten Partikeln ſchon an, mit dem Worte ſelbſt zu verſchmelzen und zu coaleſciren. Noch mehr iſt dieß der Fall im Arabiſchen und allen verwandten Mundarten, die zwar dem gröſſern Theile ihrer Grammatik nach unläugbar zu dieſer Gattung gehören, während doch manches andre nicht mit Sicherheit darauf zurückgeführt werden kann, hie und da ſich ſogar ſchon eine einzelne Uebereinſtim-

mung mit der Grammatik durch Flexion zeigt. Im Celtiſchen endlich werden noch einzelne Spuren der Grammatik durch Suffixa gefunden; während im gröſſern Theile die neuere Weiſe, durch Hülfsverba zu conjugiren, durch Präpoſitionen zu decliniren, die herrſchende iſt.

Die groſſe Menge der amerikaniſchen Sprachen, worüber, ſo wie über die gänzliche Verſchiedenheit derſelben in Braſilien und Paraguay nicht minder als in Alt- und Neu-Mexiko und ſelbſt im Norden, geklagt wird, dürfen wir gewiß nicht als zufällig anſehen. Die Erſcheinung iſt zu gleichförmig, und die ähnliche Structur deutet auf ein gleiches Princip der Entſtehung bei noch ſo groſſer Verſchiedenheit. Wir werden auch den Grund jener Sonderbarkeit dieſer Sprachen leicht in ihrer Grammatik finden. In der indiſchen oder griechiſchen Sprache iſt jede Wurzel wahrhaft das, was der Name ſagt, und wie ein lebendiger Keim; denn weil die Verhältnißbegriffe durch innre Veränderung bezeichnet werden, ſo iſt der Entfaltung freier Spielraum gegeben, die Fülle der Entwicklung kann ins Unbeſtimmbare ſich ausbreiten, und iſt oft-

mals in der That bewundrungswürdig reich. Alles aber, was auf dieſe Weiſe aus der einfachen Wurzel hervorgeht, behält noch das Gepräge ſeiner Verwandtſchaft, hängt zuſammen und ſo trägt und erhält ſichs gegenſeitig. Daher der Reichthum einestheils und dann die Beſtandheit und Dauerhaftigkeit dieſer Sprachen, von denen man wohl ſagen kann, daß ſie organiſch entſtanden ſein, und ein organiſches Gewebe bilden; ſo daß man nach Jahrtauſenden in Sprachen, die durch weite Länder getrennt ſind, oft noch mit leichter Mühe den Faden wahrnimmt, der ſich durch den weitentfalteten Reichthum eines ganzen Wortgeſchlechtes hinzieht, und uns bis zum einfachen Urſprunge der erſten Wurzel zurükführt. In Sprachen hingegen, die ſtatt der Flexion nur Affixa haben, ſind die Wurzeln nicht eigentlich das; kein fruchtbarer Same, ſondern nur wie ein Haufen Atome, die jeder Wind des Zufalls leicht aus einander treiben oder zuſammenführen kann; der Zuſammenhang eigentlich kein andrer, als ein bloß mechaniſcher durch äuſſere Anfügung. Es fehlt dieſen Sprachen im erſten Urſprunge an einem

Keim lebendiger Entfaltung; die Ableitung bleibt immer dürftig, und wird nachher die Künſtlichkeit durch immer mehr angehäufte Affixa auch noch ſo ſehr geſteigert, ſo wird dadurch eher die Schwierigkeit vermehrt, als wahre einfache Schönheit und Leichtigkeit gewonnen werden. Der ſcheinbare Reichthum iſt im Grunde Armuth, und es ſind dieſe Sprachen, ſie mögen roh oder gebildet ſeyn, immer ſchwer, leicht verworren und oft noch beſonders ausgezeichnet durch einen eigenſinnig willkührlichen, ſubjektiv ſonderbaren und mangelhaften Charakter.

Die Betrachtung der amerikaniſchen Sprachen kann übrigens von großem Nutzen ſeyn, um diejenigen, welche immer noch hoffen, alle Sprachen, auch der Materie und den Wurzeln nach, auf einen gemeinſchaftlichen Stamm zurückführen zu können, zu überführen, wie ganz unmöglich dieſes ſei. Wir müſſen uns damit begnügen, daß jene Sprachen, in denen Flexion herrſcht, auch den Wurzeln nach in eine gemeinſchaftliche Quelle zuſammengehen; die unbeſtimmbare Mannichfaltigkeit der andern Sprachen läßt ſich nicht auf Einheit zurückführen.

welches zu bestätigen, ausser der unzähligen Menge amerikanischer Sprachen, auch Asien und Europa Beispiele genug anführen kann. In dem wenig bevölkerten Nordasien finden wir vier ganz verschiedne Sprachfamilien, des tatarischen, finnischen, mogolischen und tungusischen oder Mantchou-Stammes; und noch manche weniger ausgebreitete Mundart bleibt ausserdem übrig, welcher die Bearbeiter jenes Theils der Sprachkunde noch nicht einmal eine ganz schickliche Stelle in jener Eintheilung zu bestimmen wissen. Dazu kommt nun noch die tangutische oder thibetanische, die cingalesische, die japanische Sprache, und was nach Abzug der indischen und arabischen Einmischung im Malayischen, Eigenthümliches und Unbekanntes in den Mundarten der Inseln zwischen Indien und Amerika übrig bleibt, und wiederum noch auf zwei grundverschiedne Sprachfamilien der Malayen und der negerartigen Papuas zurückgeführt wird. Auf der östlichen Halbinsel Indiens zählt Symes sechs verschiedne Sprachen, wovon mehre selbst in den Zahlworten, diesem so wichtigen Grundbestandtheile, ganz verschieden sind; die Burma-

ſprache, die wieder in vier Mundarten zerfällt, wovon die hauptſächlichſte die von Ava iſt, ſchließt ſich durch ihre Einſylbigkeit an das Chineſiſche an; verwandt mit dieſer iſt die Sprache Koloun zwiſchen Bengalen, Arakan und Burma, ſo wie einige Dialekte in Pegu; die Pegu-Sprache ſelbſt iſt aber nach Symes noch ganz verſchieden, ſo wie die im Lande Meckley, ſüdlich von Aſam, und die Sprache in Siam, von der die der ſüdlichen Cingaleſen abgeleitet ſeyn ſoll. Es bleibt alſo, ungeachtet einiger Verwandtſchaft, immer eine für eine ſolche Völkerzahl ſehr große Verſchiedenheit übrig. Wenn man nun erſt das Koptiſche, Baſkiſche, den nicht lateiniſchen Theil des Wallachiſchen und Arnautiſchen und ſo manche andre merkwürdige Sprachreſte im weſtlichen Mittelaſien, am Kaukaſus und in Europa, die ganz einzeln ſtehen, hinzunehmen wollte, ſo wird wohl jeder den Gedanken aufgeben müſſen, alle dieſe Sprachen auf eine gemeinſchaftliche Urſprache zurückführen zu wollen. Abermahls alſo ein großer Hauptunterſchied der beiden Sprachgattungen. Der Sprachen durch Affixa giebt es ſehr viele unter ſich ganz verſchiedne;

die Sprachen durch Flexion zeigen um ſo mehr innere Verwandtſchaft und gegenſeitigen Zuſammenhang auch in den Wurzeln, je höher man in der Geſchichte ihrer Bildung hinauf ſteigt.

Man würde mich indeſſen ganz mißverſtehen, wenn man glaubte, ich wolle die eine Hauptgattung der Sprache ausſchlieſſend erheben, die andre unbedingt herabſetzen. Die Welt der Sprache iſt zu umfaſſend reich und groß und bei höherer Ausbildung zu verwickelt, als daß ſich die Sache ſo einfach durch einen ſchneidenden Richterſpruch ausmachen lieſſe. Wer wird die hohe Kunſt, die Würde und erhabne Kraft der arabiſchen und hebräiſchen Sprache läugnen können? Sie ſtehen wohl unſtreitig auf dem höchſten Gipfel der Bildung und Vollkommenheit in ihrer Gattung, der ſie übrigens nicht ſo ausſchlieſſend angehören, daß ſie ſich nicht in einigen Stücken der andern etwas nähern ſollten. Daß aber dieſe Kunſt ihnen ſpäter, ja zum Theil gewaltſam, auf den alten rohen Stamm angebildet ſein möge, haben die vertrauteſten Kenner dieſer Sprachen oft geäuſſert. Daß die Sprachen, wo die Flexion in der Struc-

tur herrſcht, im Allgemeinen den Vorzug haben, wird man nach reifer Unterſuchung wohl zugeben; wie ſehr aber auch die ſchönſte Sprache entarten könne, das erfahren wir an unſrer eignen von Natur gewiß edlen Sprache in verwahrlosten Mundarten oder bei ſchlechten Schriftſtellern zur Genüge, ohne daß wir uns auf ähnliche Beiſpiele bei Griechen und Römern zu beziehen brauchten.

Der Gang der bloß grammatiſchen Kunſt und Ausbildung iſt in den beiden Hauptgattungen grade umgekehrt. Die Sprache durch Affixa iſt im Anfang ganz kunſtlos, wird aber immer künſtlicher, je mehr die Affixa mit dem Hauptwort zuſammenſchmelzen; in den Sprachen durch Flexion hingegen geht die Schönheit und Kunſt der Structur, durch den Hang ſichs zu erleichtern, allmählig mehr und mehr verlohren, wie wir es ſehen, wenn wir manche deutſche, romaniſche und jetzige indiſche Mundarten mit der ältern Form, aus der ſie abſtammen, vergleichen.

Daß die amerikaniſchen Sprachen im Ganzen auf einer niedern Stufe ſtehen, wird man nicht läugnen. Dahin gehört der auffallende

Mangel mancher weſentlichen Buchſtaben, wie des b, d, f, g, r, ſ, j, v als Conſonanten, im Mexikaniſchen; des b, d, e, f, k und x, in der Oquichuaſprache, wo auch das o faſt gar nicht vorkommt; des f, i, k, l, r, ſ, in der Othomi; des d, f, g, i, l, ſ, in der Cora; des b, d, f, r, in der Totonaca; des b, p, f, r, in der Mixteca; des f, r, ſ, k, in der Huaſtecaſprache. Zwar kann bei einigen dieſer Buchſtaben der weiche Conſonant durch den harten erſetzt werden; oder es ſchien den ſpaniſchen Bezeichnern einiges Mangel, was es doch an ſich nicht iſt. Was ſoll man aber ſagen, wo ſo weſentliche und unerſetzliche Conſonanten fehlen, wie r, l, ſ, oder die ganze Familie b, p, f? — Ferner die eigenſinnige Vorliebe für gewiſſe zuſammengeſetzte Laute, wie tl im Mexikaniſchen. Die auſſerordentliche Schwierigkeit, die aus den vielen über einander gehäuften Affixis bei der groſſen Menge von Partikeln entſteht, beſonders an Zeitwörtern, um die verſchiedenen Perſonalbeziehungen, oder den bloſſen Anfang, Wunſch oder die daurende Gewohnheit, Verrichtung durch einen andern, Gegenſeitigkeit oder häufige Wieder-

hohlung der Handlung zu bezeichnen, dürfte es eher beſtätigen als widerlegen; wie manche Sonderbarkeit der Grammatik, die mehren in den Wurzeln ganz verſchiednen amerikaniſchen Sprachen gemein iſt. So giebt es in ſehr vielen kein Genus, keinen Caſus und Pluralis, auch keinen Infinitiv, deſſen Stelle im Mexikaniſchen und Peruaniſchen das Futurum mit dem Zeitwort ich will vertritt, oder das Zeitwort esse fehlt, oder das Adjectiv iſt wie in der Oquichuaſprache mit dem Genitiv des Subſtantivs eins, ſo daß Runap, von Runa der Menſch, zugleich des Menſchen und Menſchlich bedeutet.

Aber manche dieſer Sprachen ſind demungeachtet gewiß nicht nur ſehr kraft- und ausdrucksvoll, ſondern auch verhältnißmäßig gebildet und kunſtreich. Dieß mag beſonders mit der Oquichua oder peruaniſchen Sprache der Fall ſein. Vielleicht wurden die Yncas eben durch ihre Vorzüglichkeit und ſchon größere Allgemeinheit bewogen, ſie mit Gewalt zur ganz allgemeinen zu machen, wie ſie es nach der alten Ueberlieferung gethan haben ſollen. Im peruaniſchen Wörterbuche habe ich auch, wie wohl ſparſam, doch einige indiſche

Wurzeln gefunden; wie veypul, groß, indiſch vipulo; Acini, lachen, indiſch hoſono u. ſ. w.; am merkwürdigſten iſt Inti, die Sonne, indiſch Indro. Iſt die Sage gegründet, daß die Yncas ihre eigne ihnen allein bekannte und erlaubte, jetzt völlig untergegangne Sprache hatten, ſo haben ſich jene Wurzeln vielleicht aus dieſer in die gemeine Sprache verlohren; da es ohnehin aus den chineſiſchen Geſchichtsbüchern, die de Guignes uns bekannt gemacht hat, klar erhellt, daß die Stifter des peruaniſchen Reichs und der peruaniſchen Bildung oſtwärts von China oder den indiſchen Inſeln hergekommen ſeien.

Fünftes Kapitel.

Vom Urſprunge der Sprachen.

Es würden die Hypotheſen über den Urſprung der Sprache entweder ganz weggefallen ſein, oder doch eine ganz andre Geſtalt gewonnen haben, wenn man ſie, ſtatt ſich willkührlicher Dichtung zu überlaſſen, auf hiſtoriſche Forſchung gegründet hätte. Beſonders aber iſt es eine ganz willkührliche und irrige Vorausſetzung, daß Sprache und Geiſtesentwickelung überall auf gleiche Weiſe angefangen habe. Die Mannichfaltigkeit iſt im Gegentheile auch in dieſer Rückſicht ſo groß, daß man unter der Menge leicht irgend eine Sprache als beſtätigendes Beiſpiel faſt für jede bis jetzt erſonnene Hypotheſe über den Urſprung der Sprachen wird auffinden können.

Man gehe zum Beiſpiel das Wörterbuch der Mantchouſprache durch, und man wird erſtau-

nen über die ganz unverhältnißmäßige Menge von klangnachahmenden und onomatopoëtiſchen Worten, da wirklich ein großer Theil der geſammten Sprache aus ſolchen beſteht. In der That, wäre dieß eine der wichtigſten Hauptſprachen', wären noch viele andre Sprachen eben ſo beſchaffen, ſo würde man der Meinung, welche alle Sprache aus dieſem Princip entſtehen läßt, den Vorzug geben müſſen. Aus dieſem Beiſpiel kann man aber auch ſehen, welche Geſtalt eine Sprache etwa hat und haben muß, die größtentheils auf dieſem Wege entſtanden ſein mag, und wird den Gedanken aufgeben, Sprachen, die ein ganz andres Anſehen haben, auf eben die Art erklären zu wollen. Man betrachte die ganze Familie jener Sprachen, mit denen wir es hier zunächſt zu thun haben. Im Deutſchen iſt die Anzahl der klangnachahmenden onomatopoëtiſchen Worte zwar unbedeutend im Vergleich mit dem zuvor angeführten Beiſpiel, aber doch noch ſehr beträchtlich, vielleicht nicht viel minder als im Perſiſchen, welches man aus der Einmiſchung tatariſcher, ſlaviſcher und andrer nordiſchen Sprachen erklären mag; im Griechiſchen und noch

mehr im Römiſchen werden ihrer immer weniger, und im Indiſchen verſchwinden ſie ſo durchaus, daß ſelbſt die Möglichkeit einer ſolchen Entſtehungsart des Ganzen wegfällt.

Wie ſind denn aber jene verwandten Sprachen durch Flexion, wie iſt das Indiſche, oder falls auch dieſes zwar die ältere aber doch auch nur eine abgeleitete Form iſt, wie iſt diejenige Sprache entſtanden, welche wo nicht für alle andre, doch für dieſe Familie die Urſprache und der gemeinſchaftliche Quell war? — Einiges wenigſtens läßt ſich auf dieſe wichtige Frage mit Gewißheit antworten; ſie iſt nicht aus einem bloß phyſiſchen Geſchrei und allerlei ſchallnachahmenden oder mit dem Schall ſpielenden Sprachverſuchen entſtanden, wo dann allmählig etwas Vernunft und Vernunftform angebildet worden wäre. Vielmehr iſt dieſe Sprache ſelbſt ein Beweis mehr, wenn es deſſen noch bei ſo vielen andern bedarf, daß der Zuſtand des Menſchen nicht überall mit thieriſcher Dumpfheit angefangen, woran ſich denn nach langem und mühevollem Streben endlich hie und da ein wenig Vernunft angeſetzt habe; zeigt vielmehr, daß

wenn gleich nicht überall, doch wenigſtens grade da, wohin uns dieſe Forſchung zurückführt, gleich von Anfang die klarſte und innigſte Beſonnenheit ſtatt gefunden; denn das Werk und Erzeugniß einer ſolchen iſt dieſe Sprache, die ſelbſt in ihren erſten und einfachſten Beſtandtheilen die höchſten Begriffe der reinen Gedankenwelt, gleichſam den ganzen Grundriß des Bewußtſeins nicht bildlich, ſondern in unmittelbarer Klarheit ausdrückt.

Wie nun der Menſch in ſeinem Urſprung zu dieſer bewundrungswürdigen Gabe lichter Beſonnenheit gelangt ſei, und wenn dieß nicht allmählig, ſondern mit einemmale geſchah, ob es allein aus dem, was wir jetzt ſeine natürlichen Vermögen nennen, erklärt werden könne, darüber wird das folgende Buch wenigſtens zum weitern Nachdenken Veranlaſſung geben, wenn es die Denkart, welche wir, ſo weit hiſtoriſche Forſchung reicht, als die älteſte finden, darlegt, um zu erwägen, ob ſich etwa unzweideutige Spuren des noch Aeltern und Erſten darin zeigen möchten. Für die Sprache aber iſt durchaus überflüſſig, ſie anders als ganz natürlich erklären zu wollen;

wenigſtens liegt in ihr ſelbſt gar kein Grund zur Vorausſetzung einer fremden Beihülfe. Nicht gegen den natürlichen Urſprung der Sprachen ſtreiten wir, ſondern nur gegen die urſprüngliche Gleichheit derſelben, da man behauptet, ſie ſeien anfangs alle gleich wild und roh geweſen; eine Behauptung, die durch ſo viele der angeführten Thatſachen hinreichend widerlegt wird.

Wie der Menſch alſo zu jener Beſonnenheit kam, das iſt eine andre Frage; mit derſelben aber, mit dem tiefem Gefühl und der Geiſtesklarheit, die wir darunter verſtehen, iſt auch die Sprache gegeben; und zwar eine ſo ſchöne, kunſtreiche Sprache als die, von der hier die Rede iſt. Mit dem hellen Blick für die natürliche Bedeutung der Dinge, mit dem feinen Gefühl für den urſprünglichen Ausdruck aller Laute, welche der Menſch vermöge der Sprachwerkzeuge hervorbringen kann, war ja auch der feine bildende Sinn gegeben, der Buchſtaben trennte und einte, die bedeutenden Sylben, den eigentlich geheimnißvollen und wunderbaren Theil der Sprache, erfand und auffand, beſtimmte und biegend veränderte, zu einem lebendigen Gewebe, das nun

durch innre Kraft weiter fortwuchs und ſich bildete. Und ſo entſtand dieſes ſchöne, einer unendlichen Entwickelung fähige, kunſtvolle und doch einfache Gebilde, die Sprache; die Wurzeln und die Structur oder Grammatik, alles beides zugleich und vereint, denn beides ging ja aus einem und demſelben tiefem Gefühle und hellem Sinne hervor. Ja auch die älteſte Schrift war zugleich mit entſtanden, die noch nicht ſinnbilderte, wie es ſpäter beim Unterricht wilder Völker geſchah, ſondern aus Zeichen beſtand, die dem Weſen der einfachen Sprachbeſtandtheile nach, dem Gefühl der damaligen Menſchen wirklich entſprachen.

In welchem Zuſtande die andern Sprachen, welche die Spuren eines dürftigeren und roheren Urſprungs an ſich tragen, ſich befinden möchten, wenn ſie der hülfreichen Einmiſchung jener ſchon urſprünglich ſchönen Sprache entbehrt hätten, dieß zu unterſuchen, würde uns hier zu weit führen. Genug, daß auch die Sprache wohl durchaus verſchieden ausfallen, und eine ganz andre Geſtalt annehmen mußte, je nachdem der Menſch im Lichte der Beſonnenheit ein-

fach aber ſeelig wandelte, und in der Fülle des klaren Gefühls und der unmittelbaren Anſchauung der künſtlicheren Ausbildung ſeiner Kräfte noch leicht entbehrt, oder aber mit einem Zuſtande begann, der wirklich an thieriſche Dumpfheit grenzte. Mehre der andern Sprachen ſcheinen in der That nicht als ein organiſches Kunſtgebilde bedeutender Sylben und fruchtbarer Keime, ſondern ihrem größern Theile nach wirklich aus mancherlei Schallnachahmungen und Schallſpielen, dem bloßen Geſchrei des Gefühls, und endlich den endeiktiſchen Ausrufungen oder Interjectionen der Hinweiſung und Verdeutlichung entſtanden zu ſein, wo durch Uebung immer mehr conventionelles Einverſtändniß und willkührliche Beſtimmung hinzukam.

Daß die indiſche Sprache älter ſei als die griechiſche und römiſche, geſchweige denn die deutſche und perſiſche, ſcheint aus allem angeführten wohl mit Gewißheit hervor zu gehen. In welchem Verhältniß, als die älteſte der abgeleiteten, ſie aber eigentlich zu der gemeinſchaftlichen Urſprache ſtehe; darüber wird ſich vielleicht dann etwas näheres beſtimmen laſſen, wenn wir die

Veda's in echter Geſtalt ſammt den alten Wörterbüchern darüber vor uns haben, welche die beträchtliche Verſchiedenheit der Sprache in den Veda's ſelbſt vom Samſkrit ſchon in frühen Zeiten nothwendig machte. Die Sage vom Rama, der als Eroberer über wilde Stämme im Süden dargeſtellt wird, könnte auf die Vermuthung führen, daß die indiſche Sprache auch ſchon in der früheſten Zeit beträchtliche fremdartige Einmiſchung von einverleibten Völkerſchaften erlitten habe. Der eigentliche Sitz indiſcher Bildung und Sage iſt in dem nördlichen Theile des Landes; auf Ceylan finden wir noch jetzt den fremden Stamm der Cingaleſen, der ehedem vielleicht ſich weiter erſtrecken konnte. Doch ſpricht die regelmäßig einfache Structur und Gleichförmigkeit der indiſchen Sprache dafür, daß die Einmiſchung wohl nicht ſo verſchiedenartig und gewaltſam ſein konnte, als die, welche alle übrigen Sprachen der gleichen Gattung erfahren haben.

So wie die Sitten und die Verfaſſung der Indier überhaupt weniger oder doch viel langſamer verändert worden als die andrer Völker, ſo iſt daſſelbe von ihrer Sprache ſchon

hiſtoriſch wahrſcheinlich, die allzu innig mit der indiſchen Denkart und Verfaſſung verwebt iſt, als daß willkührliche Neuerung oder eine bedeutende Umwälzung durch Vernachläſſigung ſo leicht als bei andern Völkern ſtatt finden konnte. Noch mehr wird dieß beſtätigt, wenn man den Bau dieſer Sprache ſelbſt betrachtet. Es iſt wahr, beinah die ganze indiſche Sprache iſt eine philoſophiſche oder vielmehr religiöſe Terminologie; und vielleicht iſt keine Sprache, ſelbſt die griechiſche nicht ausgenommen, ſo philoſophiſch klar und ſcharf beſtimmt als die indiſche; aber freilich iſt es kein veränderliches Combinationsſpiel willkührlicher Abſtractionen, ſondern ein bleibendes Syſtem, wo die einmal geheiligten tiefbedeutenden Ausdrücke und Worte ſich gegenſeitig erhellen, beſtimmen und tragen. Und dieſe hohe Geiſtigkeit iſt zugleich ſehr einfach, nicht durch Bilder den zuvor bloß ſinnlichen Ausdrücken erſt mitgetheilt, ſondern in der erſten und eigentlichen Bedeutung ſelbſt der einfachen Grundbeſtandtheile ſchon urſprünglich gegründet. Von manchem der Art, was zwar ganz klar iſt, aber doch keinen andern Sinn zuläßt als einen

ganz methaphyſiſchen, läßt ſich das hohe Alter ſogar hiſtoriſch aus dem Gebrauch der Terminologie, oder etymologiſch aus den zuſammengeſetzten Worten nachweiſen. Es iſt eben auch eine von den ungegründeten Vorausſetzungen, daß in der älteſten Epoche jeder Sprache kühne Bildlichkeit und die Fantaſie allein herrſche; bei vielen Sprachen iſt es wirklich ſo, aber nicht bei allen, beſonders nicht bei der indiſchen, die ſich zunächſt und urſprünglich wohl mehr durch philoſophiſchen Tiefſinn und ruhige Klarheit auszeichnet, als durch poetiſche Begeiſterung und Bilderfülle, ſo ſehr ſie auch der erſten fähig, und obwohl die letzte in den ſchmuckreichen Gedichten des Kalidas ſogar herrſchend iſt.

Aber dieſe Poeſie gehört einer ganz ſpäten Epoche der indiſchen Bildung an; je höher wir bei dem bis jetzt bekannten in das Alterthum hinaufgehen, je ſchlichter und proſaiſcher finden wir die Sprache, aber freilich nicht trocken und leblos abſtract, ſondern durchaus ſinnvoll bedeutend und ſchön durch die einfache Klarheit. So iſt ſie in Monu's metriſch abgefaßtem Geſetzbuch, wo die größere Alterthümlichkeit und Verſchie-

denheit von den Puranas ſchon ſehr merklich iſt, wenn gleich wohl nicht ganz ſo ſtark, als man ſie ſich nach dem Vergleich des William Jones von dem Verhältniß der Sprache in den Fragmenten der zwölf Tafel-Geſetze zu dem Styl des Cicero denken möchte. Bei der wahrſcheinlich geringen und langſamen Veränderlichkeit der indiſchen Sprache immer genug, um einen Zwiſchenraum von mehren Jahrhunderten nothwendig annehmen zu müſſen.

Sechstes Kapitel.

Von der Verschiedenheit der verwandten und von einigen merkwürdigen Mittelsprachen.

Es führt uns diese Betrachtung über die Einmischung und Veränderung, welche auch die indische, ungleich mehr noch aber die aus ihr abgeleiteten Sprachen erlitten haben, auf die Frage zurück, welche sich sogleich dem Geiste aufdringen muß, sobald man eingesehen hat, daß die Verwandtschaft dieser Sprachen zu groß sei, um für zufällig gehalten werden zu können, und einen gemeinschaftlichen Ursprung beweise. Woher, wird man fragen, kömmt denn die große Verschiedenheit dieser Sprachen, wenn sie ursprünglich eins waren? Allerdings darf man diese Verschiedenheit nicht nach dem ersten äussern Eindruck beurtheilen, sondern nach derjenigen Aehn-

lichkeit, die ſich darbietet, wenn man den Blick, durch die äußre Hülle hindurch dringend, nur auf das Innre und Weſentliche richtet. Wie groß iſt nicht die Verſchiedenheit des Griechiſchen und Römiſchen für denjenigen, der nur mit einer der beiden Sprachen vertraut, die andre zum erſtenmale kennen lernt? Er glaubt, in eine neue Welt zu treten. Derjenige aber, der nach langem Umgange mit beiden, in das Innre eingeht, und die Sprachen in der Geſchichte ihrer Entſtehung und in den einfachſten Beſtandtheilen ergreift, ſo weit Thatſachen und darauf gegründete Forſchung reichen mögen; urtheilt ganz anders und viel richtiger über die große Uebereinſtimmung der beiden Formen, die dann faſt nur als ſehr entfernte Mundarten, nicht mehr als verſchiedne Sprachen, erſcheinen.

Wenn aber auch die Verwandtſchaft nach dieſem Maasſtabe beurtheilt wird, ſo dürfte doch eine größere Verſchiedenheit unter den Sprachen dieſes Stamms übrig bleiben, als ſich bloß aus der verſchiednen Lage und der verſchiednen Richtung der Geiſtesentwicklung während eines ſehr langen Zeitraums erklären läßt. Es muß noch

etwas andres hinzugenommen werden, was dieſe Verſchiedenheit völlig erklärt; etwas, das ſich theils grammatiſch genau nachweiſen läßt, theils aber durch hiſtoriſche Begebenheiten erklärt und wahrſcheinlich gemacht wird.

Es haben alle dieſe abgeleiteten Sprachen, ſo wie die Völker ſelbſt, eine mannichfache und zwar zum Theil ganz verſchiedne Einmiſchung des Fremdartigen erfahren. Dieß hat ſie nothwendig unter ſich noch mehr entfremden müſſen. Ich rede nicht bloß von ſolchen Einmiſchungen, wie die des Arabiſchen in der perſiſchen, des Franzöſiſchen in der engliſchen Sprache, wo die eingedrungnen Worte, weil ſie nicht ganz in die grammatiſche Form der andern Sprache verſchmelzen, ſondern zum Theil ihre eigne behalten, ſich dadurch gleich als Fremdlinge verrathen; Beiſpiele übrigens, welche einen ſprechenden Beweis liefern, welche hartnäckige Beſtandheit jede urſprünglich edle, d. h. organiſch entſtandne und gebildete, Sprache hat, und wie ſchwer ſie ſelbſt durch die gewaltſamſte Einmiſchung unterdrückt werden kann. Wie ſo ganz deutſch iſt noch der Grundcharakter des Engliſchen,

und wie ganz verſchieden vom Arabiſchen iſt der des Perſiſchen geblieben! Ich rede auch von ſolchen Einmiſchungen, die noch älter und ſelbſt der Form nach noch mehr verſchmolzen ſind, weil ſie in eine Zeit trafen, da die Sprache noch jugendlich, bildſamer, aneignender und produktiver war, und daher dem erſten Blicke nicht ſo ſichtbar ſind, als der Analyſe.

Sie ſind oft auch für Geſchichte wichtig; ſo wie Geſchichte wieder zum Leitfaden dienen kann, ſie an dem rechten Orte zu ſuchen, und aus der wahren Quelle zu erklären. Finden wir nun zum Beiſpiel im Griechiſchen weit mehr arabiſche Wurzeln, als man anfangs glauben möchte, da die große Verſchiedenheit in Structur und Charakter der beiden Sprachen dieſe Uebereinſtimmung dem erſten Blicke ſehr verhüllt, ſo iſt dieß nicht mehr als ſich ohnehin erwarten ließ, nach dem vielfachen Verkehr der Griechen und Phönicier. Im Römiſchen müßte man, der Geſchichte von den älteſten Bewohnern Italiens zu Folge, mehr Einmiſchung von celtiſchen und cantabriſchen Wurzeln vermuthen. Die nahe Verwandtſchaft des Deutſchen mit dem

Perſiſchen zeigt deutlich, wo ſich dieſer Zweig von dem Stamme abſonderte; und die beträchtliche Anzahl von Wurzeln, welche die deutſche Sprache mit der türkiſchen gemein hat, kann ſelbſt den Weg der Einwanderung mit bezeichnen helfen, der ſich, wie noch durch manche andre Gründe faſt zur hiſtoriſchen Gewißheit wird, längſt dem Gihon und an der Nordſeite des caspiſchen Meeres und des Kaukaſus immer weiter nach Nordweſten zog. Kaum wird man übrigens eine der Lage und der Beſchaffenheit nach auch noch ſo entfernte Sprache nennen können, in der ſich nicht einige deutſche Wurzeln fänden: wie Jare, das Jahr — im Zend und Mantchou; Laygan, ſpan. poner, legen in der Tagalaſprache auf den philippiniſchen Inſeln; rangio, übelriechend, im Japaniſchen — ranzig, auch einige wenige in der peruaniſchen Sprache. Dieſes iſt aus dem Durchzuge und Aufenthalte der germaniſchen Stämme in denjenigen Strichen Nord- und Weſt-Aſiens zu erklären, die von jeher der Sammelplatz der Völker, und die Bühne ihrer Wanderungen waren.

Wir beſchränken uns in dieſem Buche allein

auf die Sprache und das, was ſich bloß aus dieſer erklären läßt. Was ſich weiter von hiſtoriſchen Thatſachen und Wahrſcheinlichkeiten anführen lieſſe, um die wunderbare Uebereinſtimmung ſo weit entlegner durch große Länderſtrecken und Meere getrennter Sprachen begreiflich und die älteſten Wanderungen der Völker deutlich zu machen, bleibt für das dritte Buch verſpart. Aber in dem Gebiet der Sprache ſelbſt findet ſich noch vieles, wodurch der große Zwiſchenraum ausgefüllt wird und enger zuſammen rückt, oder doch Punkte des Uebergangs gegeben werden. Ich rede nicht von jenen einzelnen Spuren des Deutſchen, die in der Krimm, am Kaukaſus und caſpiſchen Meere gefunden wurden, noch auch überhaupt von ſo manchen, obgleich geringen, doch allerdings ſehr merkwürdigen Ueberbleibſeln ſonſt verlohrner Sprachen; ſondern von noch jetzt beſtehenden und blühenden Hauptſprachen und ganzen Sprachfamilien, die durch ihre gemiſchte Beſchaffenheit und ihre Lage unter den Völkern den Zwiſchenraum zwiſchen der indiſchen und perſiſchen Sprache auf der einen, der germaniſchen, grie-

chiſchen und römiſchen auf der andern Seite ausfüllen und einnehmen.

Die erſte Stelle unter dieſen verdient unſtreitig die armeniſche, in der man nicht nur römiſche und griechiſche, perſiſche und deutſche Wurzeln genug findet, und zwar ſolche, die zu den erſten und weſentlichſten Sprachbeſtandtheilen gehören; wie die Zahlen, Pronomina, Partikeln oder die nothwendigſten Zeitwörter. Um nur einige ſeltnere und beſonders merkwürdige anzuführen: kan, die lateiniſche Conjunction quam; mi, eins — verwandt mit dem Griechiſchen μια; hingh, fünf — quinque, ciurch — circa; ham, das griechiſche ἁμα, praefigirt wie συμ und con; die negative Partikel mi, griechiſch μη; praefigirt werden im gleichen Sinne an und ab, wie α und ab, a im Lateiniſchen, un im Deutſchen; aminajim, das lateiniſche omnis. Ferner einige Zeitwörter: luſauorim, ich leuchte — luceo; luzzim, ich löſe — λυω; uranam, ich leugne — αρνεομαι; zairanam, ich zürne; arnum, ich nehme — αρνυμι; tenim, ich ſetze — θειναι; Adim, ich haſſe — odium; udim, ich eſſe — edo; garodim,

ich habe Mangel — careo; Lnum, ich fülle an — plenus; dam, ich gebe — do; im, ich bin — Engliſch I am; pirim, ich trage — fero und بـرـدن; porim, ich grabe — bohre; kam, ich komme — ich kam, und viele andre beſonders auch perſiſche Wurzeln. Oft ſind es unverkennbar dieſelben, nur daß ſie etwas härter lauten, was vielleicht nicht bloß als allgemeine Eigenthümlichkeit aller gebirgigten Mundarten zu erklären iſt, ſondern auf höheres Alter deutet. Wichtiger noch aber ſind die Uebereinſtimmungen in der Structur; zum Beiſpiel luanam — lavo, luanas — lavas, luanan — lavant; das Futurum wird gebildet durch ʒiʒ — ſʒis — ſʒe; alſo derſelbe Hauptlaut, wie im Indiſchen und Griechiſchen. Einige Participia in al ſtimmen dagegen mehr mit den ſlaviſchen Sprachen überein, ſo wie die dritte Perſon des Singularis luanay, lavat. Die Conjugation wird größtentheils durch Flexion gebildet, zum Theil jedoch auch durch Hülfsverba.

Gewiß iſt das Armeniſche ein merkwürdiges Mittelglied, und kann über die Entſtehung und Geſchichte der aſiatiſchen und europäiſchen Spra-

chen manchen Aufschluß geben. Ob nicht dasselbe auch von der Georgianischen Sprache gilt, fehlt es mir an Hülfsmitteln zu entscheiden. Um über das Zend und Pehlvi etwas bestimmtes festzusetzen, fehlt es grade an dem wichtigsten, einer ausführlichen Grammatik nehmlich. Die Declination im Zend hat viel Aehnlichkeit mit der georgianischen; das Pehlvi kennt den persischen Casus obliquus in ra, mehre persische Endungen der Substantive und Adjective in man u. s. w.; auch der eine Infinitiv in atan könnte mit dem persischen in ادن verglichen werden. Dieß wenige aber, alles was bis jetzt geliefert ward, ist freilich noch sehr unzureichend. Im Arabischen und Hebräischen findet sich nichts mit der indischen Grammatik übereinstimmendes, als etwa die weibliche Endung in a und i, und das Pronomen זֶה, ذا, indisch soh, gothisch sa, wovon noch das altdeutsche so. In den gemeinschaftlichen Wurzeln aber dürften auch diese Sprachen Spuren die Menge enthalten von dem Gange und der Mischung der Völker in den ältesten Zeiten. Wichtig wäre es genau zu bestimmen, in wie weit die hebräische Sprache an solchen der andern

Hauptgattung gemeinſchaftlichen Wurzeln einen gröſsern Vorrath hat als das Arabiſche; im Phöniciſchen war vielleicht die Annäherung noch ſtärker.

Die nächſte Stelle nach der armeniſchen, in Rückſicht der immer noch ſichtbaren obgleich entfernteren Verwandtſchaft, nimmt unſtreitig die groſse Familie der ſo weit verbreiteten ſlaviſchen Sprachen ein. Es iſt nicht allein noch ſehr viel Flexion in der Grammatik, ſondern in einigen wenigen Fällen ſtimmt ſelbſt das Kennzeichen der Biegung mit den übrigen verwandten Sprachen überein, wie in der erſten und zweiten Perſon des Präſens im Singularis und Pluralis. Bei ſehr unvollkommnen Hülfsmitteln in dieſem Fache ſind mir doch mehre indiſche Wurzeln in ſlaviſchen Sprachen vorgekommen, und zwar auch ſolche, die in keiner andern der abgeleiteten Sprachen ſich finden. Es müſste vor allem durch ein vergleichendes Wörterbuch und Sprachlehre deutlich gemacht werden, in welchem Verhältniſs die verſchiedenen ſlaviſchen Mundarten zu einander ſtehen, und welche derſelben für die älteſte und reinſte gehalten werden darf, da-

mit man dieſe bei der Beurtheilung zum Grunde lege; ein Verfahren, das jederzeit beobachtet werden muß, wenn man einer ganzen Familie von Sprachen ihr Verhältniß zu den übrigen anweiſen will.

Ob die celtiſche Sprache auf einen gleichen Rang der Annäherung an den edlern Stamm wie die ſlaviſchen, Anſpruch machen dürfe, getraue ich mir nicht zu behaupten. Die gemeinſchaftlichen Wurzeln allein beweiſen nur Miſchung, von der dieſe Sprache ohnehin alle Kennzeichen an ſich trägt. Die Zahlworte allein ſind auch nicht entſcheidend; ſind ja doch im Koptiſchen zugleich die griechiſchen und andre eigenthümliche, vermuthlich altägyptiſche, im Gebrauch. In der bretagniſchen *) Mundart

*) Nach Le Brigant und Pinkerton; Shaw's, Smith's, Vallancey's und andrer Werke entbehrte ich. — Auſſerdem fehlte es mir auch für einige andre Sprachen an zureichenden Hülfsmitteln; auſſer den ſchon angeführten Fällen noch an dem Hauptwerk über die nordaſiatiſchen Sprachen, den neueſten und vollſtändigſten Ve-

wird durch Präpoſitionen declinirt; in der reineren erſiſchen aber iſt die Declination ganz anders und wird ſonderbar genug durch Veränderung des Anfangsbuchſtabens des Wortes gebildet, der ſich auch nach den präfigirten Partikeln, welche die Perſonalbeziehung bedeuten, richtet; z. B. mac — der Sohn, mhic (ſprich wic) — des Sohns; pen — der Kopf, i ben ſein Kopf, i phen — ihr Kopf, y'm mhen — mein Kopf. Eine Eigenthümlichkeit, die etwas ähnliches hat mit der Art, wie die Partikeln der Perſonalbeziehung mit dem präfigirten Artikel und dem Worte ſelbſt im Koptiſchen zuſammenſchmelzen; Pos — der Herr, Paos — mein Herr, Pekas — dein Herr, Pefos — ſein Herr, Peſos — ihr Herr,

---

arbeitungen der koptiſchen und armeniſchen Sprache u. ſ. w. Ich hoffe um ſo eher bei Kennern ſolcher Unterſuchungen Nachſicht deshalb zu finden, da ſie am beſten wiſſen, wie wenig auch große Bibliotheken durchaus vollſtändig in dieſem Fache zu ſein pflegen; da ſie andrerſeits doch auch hier im Einzelnen manches noch nicht bekannte werden gefunden haben.

Penos — unſer Herr, Naos — meine Herren, Nekos — deine Herren u. ſ. w. Die celtiſche Conjugation in der bretagniſchen Mundart wird durch ein Hülfswort gebildet; da aber in mehren Fällen die Zuſammenſetzung mit dem Suffixum ſich noch ganz unverſchmolzen und unverkennbar zeigt, wie eomp — wir gehen, ejomp — wir gingen, effomp — wir werden gehen, von omp — wir: ſo führt uns dieſe Analogie auf den andern Hauptſtamm der Sprachen, wozu auch die baſkiſche gehört, mit der die celtiſche jedoch nicht mehr gemein hat, als was durch Miſchung erklärt werden möchte. Für dieſen Miſchcharakter der celtiſchen Sprache dürfte auch die ſonderbare Eigenheit ſprechen, daß es nicht weniger als vier Wörter in der bretagniſchen Mundart giebt, welche Ich bedeuten; anon — koptiſch anok, on — indiſch ohon, in und me. Wie ſehr diejenigen irren, welche das Volk und die Sprache der Celten und der Germanen für eins oder auch nur für nah verwandt halten wollen, indem ſie Spuren der Miſchung beſonders in der bretagniſchen Mund-

art für Beweiſe der Gleichheit nehmen, iſt wohl kaum nöthig, weiter zu erwähnen.

Selbſt in ſolchen Sprachen, die am weiteſten von der Familie der indiſchen, griechiſchen und germaniſchen entfernt liegen, findet man leicht noch irgend eine geringe Uebereinſtimmung, wie die Endung der Adjective im Baſkiſchen auf ezco, die im Spaniſchen nur ſelten vorkömmt, der deutſchen auf iſch, der griechiſchen in ικος gleicht. Die alten Völker ſind durch Wanderung, Kolonien, Krieg und Handel zu ſehr durch einander geworfen, als daß ſich nicht ſolche ganz einzelne Spuren faſt überall finden ſollten.

Ich würde überhaupt den Leſer zu ermüden und zu verwirren fürchten, wenn ich alles, was geſammelt und vorgearbeitet war, mittheilen wollte. Genug, wenn hier nur in das Ganze Ordnung gebracht und befriedigend angezeigt iſt, nach welchen Grundſätzen etwa eine vergleichende Grammatik und ein durchaus hiſtoriſcher Stammbaum, eine wahre Entſtehungsgeſchichte der Sprache, ſtatt der ehemaligen erdichteten Theorieen vom Urſprunge derſelben, zu entwerfen wäre.

Das hier geſagte wird wenigſtens hinreichend ſein, um die Wichtigkeit des indiſchen Studiums, auch ſchon bloß von Seiten der Sprache betrachtet, zu beweiſen; im folgenden Buche wollen wir es nun im Verhältniß zur Geſchichte des orientaliſchen Geiſtes betrachten.

Ich ſchlieſſe mit einem Rückblicke auf William Jones, der durch die aufgezeigte Verwandtſchaft und Abſtammung des Römiſchen, Griechiſchen, Deutſchen und Perſiſchen aus dem Indiſchen zuerſt Licht in die Sprachkunde, und dadurch in die älteſte Völkergeſchichte gebracht hat, wo bisher alles dunkel und verworren war. Wenn er aber die Verwandtſchaft noch auf einige andre Fälle, wo ſie doch ungleich geringer iſt, ausdehnen, ferner die unbeſtimmbar große Menge der Sprache auf die drei Hauptzweige der indiſchen, arabiſchen und tatariſchen Familie zurückführen, und endlich, nachdem er ſelbſt zuerſt die totale Verſchiedenheit des Arabiſchen und Indiſchen ſo ſchön feſtgeſtellt hat, zuletzt doch bloß der Einheit zu Liebe alles aus einem gemeinſchaftlichen Urquell herleiten will; ſo haben

wir dem vortrefflichen Manne in dieſen Stücken nicht folgen können, worin uns, wer die gegenwärtige Abhandlung aufmerkſam prüfen will, unſtreitig beiſtimmen wird.

Zweites Buch.

Von der Philoſophie.

Erſtes Kapitel.

Vorläufige Bemerkungen.

Es iſt eine faſt allgemein angenommene Meinung, daß der Menſch von einem Zuſtand ganz thieriſcher Dumpfheit angefangen, durch Noth von einer Anſtrengung zur andern weiter getrieben, unter mancherlei äuſſern Veranlaſſungen und Anregungen, ſich erſt ganz allmählig zu einiger Vernunft empor gearbeitet habe. Wenn man aber auch keine Rückſicht darauf nimmt, wie ſehr dieſe Anſicht aller geſunden Philoſophie widerſtreitet, ſo muß man doch geſtehen, daß ſie durch die älteſte Geſchichte durchaus nicht beſtätigt, ſondern vielmehr vor derſelben als eine willkührlich erdichtete Meinung erfunden wird, und verſchwindet. Auch ohne die Moſaiſche Urkunde,

welche wir für jetzt bei Seite ſetzen, um im dritten Buch darauf zurück zu kommen, zeigen die meiſten und älteſten andern aſiatiſchen Denkmale und geſchichtliche Thatſachen einſtimmig darauf hin, daß der Menſch ſeine irdiſche Laufbahn nicht ohne Gott angefangen habe. Beſonders von Indien her zeigen ſich ſehr merkwürdige und unerwartete Aufſchlüſſe über den Gang der menſchlichen Denkart in den älteſten Zeiten. Einiges iſt ſchon aus dem Wenigen klar, was wir bis jetzt haben, und noch weit mehr läßt ſich erwarten.

Nachdem wir im erſten Buche die Sprache der Indier in ihrem Verhältniß zu den übrigen merkwürdigſten aſiatiſchen und europäiſchen Sprachen betrachtet haben, ſo wäre es vielleicht in der Ordnung in dieſem zweiten Buche von der indiſchen Mythologie, als der Quelle ſo mancher andern, zu handeln; und allerdings würden wir, ohne auf einzelne oft täuſchende Aehnlichkeiten ſo ſehr einzugehen, als es bisweilen in den Schriften der calcutiſchen Geſellſchaft geſchehen iſt, auch hier zeigen können, daß es wie in der Sprache, ſo auch in der Mythologie eine innere Structur giebt, ein Grundgewebe, deſſen Aehn=

lichkeit bei aller ſonſtigen äuſſern Verſchiedenheit der Entwicklung, doch noch auf einen verwandten Urſprung hindeutet. Es fehlt auch hier nicht an ſehr überraſchenden, und gewiß nicht blos zufälligen Uebereinſtimmungen. Doch wird hier eine faſt noch ſtrengere Vorſicht erfordert, als bei der Sprache, denn die Mythologie iſt in ihren Einzelnheiten noch ſchwankender und ſchwebender, und der flüchtige zarte Geiſt oft noch ſchwerer zu ergreifen, als in der Sprache. Mythologie iſt das verflochtenſte Gebilde des menſchlichen Geiſtes; unendlich reich, aber auch höchſt veränderlich in ſeiner Bedeutung, die doch allein das Weſentliche iſt; darum muß alles und jedes in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit nach Zeit und Ort aufgegriffen werden, und ſelbſt die geringſte Verſchiedenheit iſt hier wichtig. Die griechiſche und römiſche Mythologie z. B. ſind wir gewohnt, wo es nicht auf hiſtoriſche Genauigkeit ankommt, für dieſelbe anzunehmen und gelten zu laſſen; wie groß aber die Verſchiedenheit ſei, iſt denjenigen bekannt, welche in die ältern Zeiten beider Völker zurückgegangen ſind, ſo daß man gewiß ſehr Unrecht hätte, Venus und Aphrodite,

Mavors und Ares u. ſ. w. für eine und dieſelbe Gottheit zu halten. Aber auch von einer helleniſchen Stadt zur andern, welch ein Unterſchied! zwiſchen Korinth und Athen, oder zwiſchen Doriern in Sparta und Sicilien! Das Bild, einzelne Züge der Geſchichte, der Nahme ſelbſt einer Gottheit, iſt oft weit verbreitet, erhält ſich zum Erſtaunen lange, ſogar bei getrennten Völkern; aber der Sinn, die Bedeutung iſt doch eigentlich allein weſentlich, und wie geſtaltet ſich dieſe faſt immer und überall anders? Daher gehört wenigſtens ein ſehr großer Vorrath von Thatſachen und Quellen dazu, um das einzige zu verſuchen, was hier Aufſchluß geben kann, eine ausführliche Darſtellung des Ganzen nehmlich, nach allen ſeinen Einzelnheiten, nach den Abſtufungen der innern Entwicklung und äuſſern Einmiſchung bis auf jede Spur allmähliger Veränderung. Um dies für die indiſche Mythologie leiſten zu können, ſind unſre Hülfsmittel durchaus noch nicht vollſtändig genug.

Wir verlaſſen alſo hier den vergleichenden Weg des erſten Buchs, und geben ſtatt einer vergleichenden Analyſe der Mythologieen, wozu

es noch zu früh iſt, lieber etwas, was allen Unterſuchungen der Art zur ſichern Grundlage dienen kann; eine Darſtellung der orientaliſchen Denkart nehmlich, nach ihren wichtigſten Stufen und Verſchiedenheiten. Freilich bleibt auch hier im Einzelnen noch vieles zu wünſchen übrig, doch iſt das, was wir ſchon jetzt haben, zureichend, um ſich einen Begriff des Ganzen zu bilden, wenn man es nur verſteht, ſich in die alte Denkart zu verſetzen; es ordnen ſich die Thatſachen, wenn ſie nur rein aufgefaßt werden, von ſelbſt zur vollkommnen Deutlichkeit.

Als eben ſo viel Epochen der orientaliſchen Denkart betrachte man die einzelnen Theile der folgenden Darſtellung, nicht als philoſophiſche Syſteme; denn wiewohl alle dieſe Denkarten wo nicht gleich, ſo doch ſpäter auch ſyſtematiſch dargeſtellt worden ſind, ſo waren ſie doch urſprünglich alle mehr als bloß Philoſophie. Geſondert haben wir dieſe Denkarten, weil ſie wirklich geſondert ſind, ihrem Geiſte und auch der Geſchichte nach; wie ſich eine Denkart aus der andern durch allmählige Uebergänge entwickelt habe, oder durch den Gegenſatz an ſie ſchlieſſe, wird im Einzelnen

angezeigt werden. Bei jeder Epoche bemerken wir, was von indiſcher Mythologie oder Philoſophie zu dieſer gehört, die der andern aſiatiſchen Nationen nur da hinzunehmend, wo es zur Deutlichkeit oder Vollſtändigkeit des Ganzen beitragen kann.

Zweites Kapitel.

System der Seelenwandrung und Emanation.

Unter allen Philoſophieen oder Religionen, welche Aſien als ihr Vaterland erkennen, iſt keine ſo zuverläßig indiſchen Urſprungs, keine, mit Ausſchluß der moſaiſchen Urkunde, älter als das Syſtem der Emanation und Seelenwandrung. Das Weſentliche deſſelben wird im erſten Buche der Geſetze Monu's vorgetragen, einem Denkmale, dem keine geſunde Kritik ein geringeres Alter anweiſen wird, als dem älteſten, was die weſtlich europäiſche Welt irgend aufzuweiſen hat. Seit Jahrtauſenden, wie noch heute, iſt es die Grundlage der indiſchen Verfaſſung und Geſetzgebung, man kann ſagen des indiſchen Lebens, und eben ſo unverkennbar das Grundgewebe indiſcher Sage und Mythologie, der herrſchende Geiſt derſel-

ben. Nähern Aufſchluß als die Geſetze des Menu geben, darf man auſſer den Veda's vielleicht von der älteſten indiſchen Philoſophie erwarten, welche Mimanſo genannt wird, und vom Joimini, dem Verfaſſer des Samoved, geſtiftet ward.

Wie genau und nothwendig Emanation, wenn ſie nur in dem urſprünglichen und älteſten Sinn genommen wird, mit Metempſychoſe zuſammenhänge, werden wir ſogleich deutlich machen. Nur muß man freilich den Gedanken an alles dasjenige entfernen, was bei Chaldäern oder Griechen in ſpätern Zeiten Emanation hieß, da kein Syſtem mehr in ſeiner urſprünglichen Reinheit vorgetragen, ſondern eine aus allen zuſammengefloſſene Miſchung mit dem unbeſtimmten Namen der orientaliſchen Philoſophie bezeichnet ward. Beſonders darf man das Syſtem der Emanation nicht mit dem Pantheismus verwechſeln. Demjenigen, der bloß an die dialektiſche Form der jüngern europäiſchen Philoſophie gewohnt iſt, erſcheint zwar die größere Kühnheit und Fantaſie jedes orientaliſchen Syſtems leicht pantheiſtiſch, und allerdings finden ſich der Ver-

bindungen in ſpätern Zeiten genug. Der urſprüngliche Unterſchied iſt jedoch ſehr weſentlich; denn es wird die Individualität in der alten indiſchen Lehre keinesweges aufgehoben und geläugnet. Auch iſt die Rückkehr der einzelnen Weſen in die Gottheit denſelben nur möglich, nicht nothwendig, das beharrlich Böſe bleibt ewig getrennt und verworfen; oder, wenn wir uns eines ſcheinbar neueren theologiſchen Ausdrucks, der aber dem alten Begriff ganz angemeſſen iſt, bedienen dürfen: die Ewigkeit der Höllenſtrafen iſt mit dem Syſtem der Emanation keinesweges unvereinbar, macht vielmehr einen weſentlichen Beſtandtheil deſſelben aus. In Beziehung auf das Gute und Böſe kann keine größere Verſchiedenheit Statt finden, als zwiſchen dieſem Syſtem und dem Pantheismus. Der Pantheismus lehrt, daß alles gut ſey, denn alles ſey nur eines, und jeder Anſchein von dem, was wir Unrecht oder Schlecht nennen, nur eine leere Täuſchung. Daher der zerſtörende Einfluß deſſelben auf das Leben, indem, man mag ſich nun in den Ausdrücken auch drehen, und an den durch die Stimme des Gewiſſens überall hervor-

tretenden Glauben anſchlieſſen wie man will, im Grunde doch, wenn man dem verderblichen Princip nur getreu bleibt, die Handlungen des Menſchen für gleichgültig, und der ewige Unterſchied zwiſchen Gut und Böſe, zwiſchen Recht und Unrecht, ganz aufgehoben, und für nichtig erklärt werden muß. Ganz anders in dem Syſtem der Emanation, wo vielmehr alles Daſein für unſeelig, und die Welt ſelbſt für im Innerſten verderbt und böſe gehalten wird, weil es doch alles nichts iſt, als ein trauriges Herabſinken von der vollkommnen Seeligkeit des göttlichen Weſens.

Auf dialektiſche Weiſe gegen die philoſophiſche Richtigkeit dieſes Syſtems zu ſtreiten, dürfte ſich nicht der Mühe verlohnen; denn auf Gründen der Art, auf Demonſtrationen, beruht es nicht, hat vielmehr ganz die Form willkührlicher Erdichtung, ſo gut wie andre bloß dichteriſche Kosmogonien. Ein Syſtem kann es aber doch wohl genannt werden, denn es iſt tiefer Zuſammenhang darin, und dieſem verdankt es vielleicht einen Theil der Gewißheit, die es für ſeine Anhänger ſeit Jahrtauſenden mit ſich führt, noch mehr der uralten Ueberlieferung und dem angeb-

lich göttlichen Urſprung. Und wohl lohnt es ſich der Mühe, es zu verſtehen, wäre es auch nur, weil es die älteſte Denkart des menſchlichen Geiſtes iſt, die wir hiſtoriſch kennen, und die auf die ganze nachfolgende Entwickelung und Geſchichte deſſelben einen unüberſehlichen Einfluß gehabt hat. Um es zu verſtehen, muß man aber vor allem das Gefühl ergriffen haben, welches ihm zum Grunde liegt. Nachdem Monu die Erſchaffung aller Naturkräfte, der lebendigen Weſen, Thiere und Gewächſe beſungen hat, die als eben ſo viele eingehüllte Geiſter gedacht werden, ſchließt er mit der allgemeinen Betrachtung:

Von vielgeſtaltigem Dunkel umkleidet, ihrer Thaten Lohn,
Endes bewußt ſind dieſe all, mit Freud' und Leidgefühl begabt.

So in Finſterniß gebunden, und doch innig gefühlvoll, des Todes und ihrer Schuld ſich bewußt, wandeln ſie auf der Bahn, die der Schöpfer ihnen von Anfang beſtimmte, dem unausweichlichen Ziele entgegen.

Dieſem Ziel nach nun wandeln ſie, aus Gott kommend, bis zur Pflanz' herab,

In des Seins ſchrecklicher Welt hier, die ſtets hin zum Verderben ſinkt.

In dieſen Worten iſt gleichſam die Seele des ganzen Syſtems ausgeſprochen, das herrſchende Grundgefühl deſſelben. Was die Dichter der Alten in einzelnen Sprüchen von dem Unglück des Daſeins ſingen, jene traurigen Strahlen einer durchaus furchtbaren Welt-Anſicht, die ſie in tiefbedeutenden Trauerſpielen aus dem Gedanken eines dunkeln Schickſals über die Sagen und Geſchichten von Göttern und Menſchen verbreiten, ſammle man ſich in Ein Bild und allumfaſſendes Ganzes, und verwandle das vorübergehende dichteriſche Spiel in bleibenden ewigen Ernſt, ſo wird man am beſten das Eigenthümliche der alten indiſchen Anſicht aufgefaßt haben.

Daher die Lehre von den vier Zeitaltern, deren das folgende immer in einem beſtimmten Verhältniß unvollkommner und unſeeliger war, als das vorhergehende, bis auf das gegenwärtige vierte Zeitalter vollendeten Elends. Auf ähnliche Weiſe wird oft auch die Abſtufung der vier Stände, als ein immer tieferes Herabſinken zur irdiſchen Unvollkommenheit geſchildert. Daher auch

die Lehre von den drei Welten, Troilokyon, oder drei Grundkräften, Troigunyon, deren die erſte wahrhaft, ſotwo, die andre täuſchend und im Schein glänzend, rojo, und die dritte und letzte dunkel, tomo, iſt. Auch in den Emanationen ſelbſt herrſcht das gleiche Geſetz ſteter Verſchlimmerung, ſie mögen nun geiſtiger Art oder auch äuſſere Naturkräfte ſein.

Aus dem Selbſt des unendlichen Weſens läßt Monu den Geiſt hervorgehen; aus dem Geiſt die Ichheit; denn der Geiſt iſt der zweite Schöpfer, und auch Monu (nah verwandt mit monoh) erſchafft alle einzelne Weſen, nachdem Brohma ſelbſt zuvor die allgemeinen Grundkräfte des Geiſtes und der Natur hervorgebracht hat. Auch die Elemente läßt Bhrigu, in der nachfolgenden Erklärung aus dem Geiſte, und eines aus dem andern in der Ordnung hervorgehen, wie man ſich ihre Feinheit und Vollkommenheit damals dachte. Dieſes Geſetz ſteter Verſchlimmerung und ſteten Verderbens, und jene unendliche Betrübniß im Gefühl der Schuld und des Todes, ſind der Geiſt jenes Syſtems. Die Stufen oder Grundkräfte der Emanation ſind in

verſchiedenen Darſtellungen verſchieden, da die Willkühr der Dichtung ſich hierin nicht ſo eng beſchränken läßt.

Unter den Gottheiten der indiſchen Fabel iſt es Brohma, der dieſem Syſteme oder dieſem Ideenkreiſe insbeſondere angehört. Brohma iſt, ſo wie in Monu's Geſetzbuch von ihm geredet wird, der ewige Geiſt, das unendliche Ich, König und Herr der Weſen, und wie er auch in ſpätern Schriften vorzugsweiſe genennt wird, Vater und Ahnherr des Weltalls. Er iſt der ewig Unbegreifliche, der allein Selbſtſtändige, der eigentliche Er, oder Gott ſelber. In ſpätern Schriften wird daſſelbe auf den Sivoh und Viſchnu, von den beſondern Anhängern dieſer Gottheiten angewandt; in Monu's Geſetzbuch nimmt Brohma die erſte Stelle ein; die beſchränktere Deutung dieſer Gottheit als Element der Erde, iſt alſo für ſpäter zu halten.

Wir können in der That, ſo ſehr auch alles mit willkührlichen Dichtungen und ganz groben Irrthümern überladen ſein mag, wie ſehr auch ein Aberglauben von zum Theil ſchrecklicher und furchtbarer Art, alles entweihend und vergif-

tend, durch das ganze Syſtem ihrer Denkart und ihres Lebens fort hinſchleicht; wir können, ſage ich, den alten Indiern die Erkenntniß des wahren Gottes nicht füglich abſprechen, da alle ihre alten Schriften voll ſind von Sprüchen und Ausdrücken, die ſo würdig, klar, und erhaben, ſo tiefſinnig und ſorgfältig unterſcheidend und bedeutend ſind, als menſchliche Sprache nur überhaupt von Gott zu reden vermag. Wie kommt nun ſo hohe Weisheit zuſammen mit der Fülle des Irrthums?

Was aber noch mehr Erſtaunen erregen muß, als die reinſten Begriffe von der Gottheit in dem älteſten Syſtem des Aberglaubens zu finden, iſt der damit verbundene Glaube an die Unſterblichkeit der Seele, der nicht bloße Wahrſcheinlichkeit war, durch langes Nachdenken allmählig gefunden, oder ferne Dichtung von einer unbeſtimmten Schattenwelt, ſondern feſte und klare Gewißheit, ſo daß der Gedanke des andern Lebens herrſchender Beſtimmungsgrund aller Handlungen in dieſem ward. Ziel und Seele der ganzen Verfaſſung, aller Geſetze und Einrichtungen, bis auf die geringſten Gebräuche.

Dieß letzte, ich will nicht ſagen auf eine befriedigende, ſondern nur auf eine verſtändliche Weiſe, durch allmählige Entwicklung aus jener thieriſchen Dumpfheit zu erklären, wovon, nach der allgemeinen Vorausſetzung, der menſchliche Geiſt ausging, dürfte wohl durchaus unmöglich ſeyn. Den tiefverborgenen Grund aufzuhüllen, warum dieſe klare und gewiſſe Ueberzeugung von der Unſterblichkeit mit der Erkenntniß des wahren Gottes unmittelbar verbunden war, iſt hier der Ort nicht. Ich will nur die Frage aufwerfen, ob das gewöhnliche Verfahren derjenigen wohl das rechte ſein könne, welche den Begriff der Gottheit und den Beweis ihres Daſeins aus Vernunftſchlüſſen, Wahrſcheinlichkeiten der äuſſern Natur und innern Bedürfniſſen oder Hindeutungen zuſammenſetzen; da wir doch Gott ſchon erkannt haben müſſen, um ſeine Spuren in der Natur und im Bewußtſein wieder zu finden, und da auf dieſe Weiſe der erhabene Begriff ſeiner Einfachheit und damit ſeiner ganzen Würde beraubt wird? Von denjenigen rede ich hier nicht, welche den Begriff der Gottheit aus der Ichheit oder dem Geſetz der Vernunft

hervorgehen laſſen wollen; ſie dürften wohl etwas ganz anders an die Stelle desjenigen ſetzen, deſſen Begriff ſie verlohren haben. Mit einem Worte: als natürliche Entwicklung der Vernunft betrachtet, iſt das indiſche Syſtem der Emanation durchaus unerklärlich; als misverſtandene Offenbarung, iſt alles darin ganz begreiflich. So hätten wir alſo ſchon in der blos geſchichtlichen Anſicht hinreichenden Anlaß zu vermuthen und vorauszuſetzen, was vielleicht andre und höhere Gründe uns als gewiß anzunehmen bewegen müſſen; daß derſelbe, der den Menſchen ſo herrlich begabt und gebildet hatte, dem Neugeſchaffenen einen Blick in die unendliche Tiefe ſeines Weſens vergönnt und ihn dadurch aus der Kette der ſterblichen Weſen für immer empor gerückt, und mit der unſichtbaren Welt in Verbindung geſetzt habe, ihm das hohe aber gefährliche Geſchenk ewigen Glücks oder Unglücks verleihend.

Nicht als Unterricht des Vaters in Bild und ausdrücklichem Wort denke man ſich dieſe urſprüngliche Offenbarung, wiewohl auch dies kein ganz leeres und unwürdiges Gleichniß

wäre; ſondern als ein Aufgehen des innern Gefühls. Wo das Gefühl des Wahren einmal da iſt, da finden ſich die Worte und Zeichen leicht ohne weitere Mithülfe, um ſo edler und bedeutender, je tiefer und größer das Gefühl iſt. Wie aber konnte denn göttlich mitgetheilte Wahrheit misverſtanden werden? Nicht anders; ohne alle Offenbarung würde der Menſch wohl noch in der Reihe der Thiere ſtehen, vielleicht als das erſte, vielleicht auch als das innerlich wildeſte und unſeeligſte; ohne freien Gebrauch und eignes Verſtändniß der göttlichen Wahrheit wäre er zum blinden Werkzeug erniedrigt worden. Und eben dieſen älteſten Irrthum, der aus dem Misbrauch des göttlichen Geſchenks, aus der Verdunklung und Misdeutung der göttlichen Weisheit entſtand, finden wir in den indiſchen Urkunden, werden dies immer deutlicher und belehrender finden, je mehr wir das gebildetſte und weiſeſte Volk des Alterthums kennen lernen. Es iſt das erſte Syſtem, das an die Stelle der Wahrheit trat; wilde Erdichtungen und grober Irrthum, aber überall noch Spuren der göttlichen Wahrheit und der Ausdruck jenes Schrek-

kens und jener Betrübniß, die der erſte Abfall von Gott zur Folge haben mußte.

Daß die Fantaſie den Widerſpruch und Zwiſchenraum zwiſchen dem Gedanken des vollkommnen Weſens und dem Anblick der unvollkommnen äuſſern Welt kaum auf eine leichtere und natürlichere Art ausfüllen konnte, als durch die Anſicht der Emanation, wird jeder gern zugeben. Sie iſt nicht nur Wurzel des älteſten und allgemeinſten Aberglaubens, ſondern auch eine reiche Quelle der Dichtung geworden. Alles iſt dieſer Anſicht gemäß ein Ausfluß der Gottheit, jedes Weſen ſelbſt ein nur beſchränkter, gebundner, verdunkelter Gott; alles alſo beſeelt und belebt, alles voll Götter; Hylozoismus, und nicht blos Polytheismus, ſondern wenn man ſo ſagen darf, Allgötterei, wie denn in der That die Menge der indiſchen Götter zahllos iſt. Die unendliche, keinesweges angebildete ſondern urſprüngliche Fülle der Dichtung iſt es, was eine Mythologie, die aus dieſer fruchtbaren Quelle hervorgeht, von den dürftigen Vorſtellungen von Geiſtern der Verſtorbenen bei denen Völkern unterſcheidet, die weniger gebildet, oder um es beſtimmter

auszudrücken, die weiter von dem Strome alter Sagen und Ueberlieferung entfernt waren; wiewohl noch keines gefunden iſt, das ganz abgeſondert wäre von aller Mittheilung mit edlern gebildetern Völkern, d. h. von ſolchen, die näher und unmittelbarer aus dem Quell aller Dichtung und Fantaſie ſchöpfen konnten. Dieſe Fülle innern lebendigen Reichthums hat ſelbſt die griechiſche Mythologie, ſo verſchieden ſonſt ihr Geiſt und Charakter iſt, noch mit der indiſchen gemein.

Daß auch Vergötterung großer und heiliger Menſchen nicht mit dieſem Syſtem von Vielgötterei durch mannichfache Ausſtrömungen aus einem Urquell ſtreite, ſich vielmehr an demſelben anſchließe, bedarf kaum einer Erwähnung; da die größere innere oder äuſſere Verwandtſchaft und Nähe des abgeſonderten Weſens zu dem urſprünglichen auch die Würde und Würdigkeit deſſelben für Verehrung und Anbetung beſtimmt.

Im Gefolge des Brohma finden wir alſo gleich die heiligen zehn Altväter, die eine ſo bedeutende Stelle in der indiſchen Mythologie einnehmen; die ſieben großen Riſchis oder Prie-

ſter der Vorwelt, die nachher unter die Sterne verſetzt wurden; den Kaſhyopo, und alle durch ihn von der Diti und Aditi, der Nacht und der Heitre, abſtammenden Geſchlechter, bis auf die beiden Stämme der Sonnenkinder, und der Söhne des Mondes.

Wir begnügen uns hier mit der bloßen Möglichkeit, daß die indiſchen Altväter nur vergötterte Menſchen ſeien, ohne im geringſten der Meinung einer ſinnbildlichen Bedeutung im voraus widerſprechen zu wollen. Das wirklich hiſtoriſche floß oft mit den Ideen von Emanation, die Genealogie der Altväter und Helden mit der Kosmogonie der Natur zuſammen; die ſieben Monu's z. B. ſind eben ſo viele Aeonen, untergeordnete Weltſchöpfer und Weltordner, Entwicklungsperioden und Erſcheinungs-Epochen des höchſten Altvaters. Wollte man aber darum alles hiſtoriſche in dieſer Sage läugnen?

Die weitere Unterſuchung würde uns jetzt zu ſehr ins Einzelne führen, und wird ſich künftig bei reicheren Quellen fruchtbarer behandeln laſſen. In dieſer Darſtellung der hauptſächlichen Epochen der orientaliſchen Denkart beſchrän-

ken wir uns auch nur auf die Hauptbegriffe der indiſchen Götterlehre, die ſo ſtark gezeichnet aus derſelben hervortreten, daß auch was wir jetzt haben hinreicht, um ihre weſentliche Bedeutung nicht ganz zu verkennen.

Am vortheilhafteſten und ſchönſten ſtellt ſich das Syſtem der Emanation dar, wenn wir es als Lehre der Rückkehr betrachten. Von dem göttlichen Urſprung des Menſchen nimmt es überall Anlaß ihn an die Rückkehr zu erinnern, und ſich die Wiedervereinigung mit der Gottheit als einzigen Zweck aller ſeiner Handlungen und Beſtrebungen zu ſetzen. Daher die heilige Bedeutung ſo mancher indiſchen Geſetze, Sitten und Gebräuche, und der erhabene Ernſt ihrer ganzen Lebenseinrichtung. Doch mag der Geiſt ſchon frühe entflohen ſein, ſo daß es nur todte Gebräuche und Bußübungen blieben; auch frühe ſchon ſich Aberglauben und Irrthum beigemiſcht haben.

Nach der in dieſem Syſtem herrſchenden Anſicht von der Abſtufung und den Geſchlechten der in ſo mannichfacher Geſtalt eingehüllten lebendigen Weſen, ihrer allmähligen Annäherung

und Entfernung von dem gemeinſchaftlichen Urquell, entſtand der Begriff von der Seelenwanderung. Noch verwandt damit und ebenfalls ein weſentlicher Beſtandtheil deſſelben Syſtems iſt die Lehre von einem vorigen Leben, von der Präexiſtenz der Seelen, und von den Ideen oder höheren Gedanken aus dunkler Erinnerung der im vorigen Zuſtande angeſchauten göttlichen Vollkommenheit, die beſonders beim Anblick des Schönen wieder rege wird; eine Lehre, auf die ſich Kalidas in der Sokuntola, einem Volks-Schauſpiele, als auf eine allgemein bekannte, und ganz populäre Vorſtellungsart bezieht und anſpielt. Wo dieſe Seelenwanderung nicht bloß phyſiſch gemeint, ſondern mit der Meinung von der moraliſchen Verderbniß und Unſeeligkeit aller Weſen, und nothwendigen Reinigung und Rückkehr zu Gott verbunden iſt, da iſt ſie ſicher aus dieſem Syſtem entlehnt, und alſo indiſchen Urſprungs. Auf dieſe Weiſe finden wir in der Lehre des Pythagoras den Begriff der Metempſychoſe mit allen ſeinen orientaliſchen Nebenbeſtimmungen zum ſichern Beweiſe, daß es keine helleniſche Erfindung war,

obgleich bald hernach mit helleniſchem Geiſt und Scharfſinn angeeignet und umgebildet; man müßte dann auch die älteſten und verhältnißmäßig beſten Nachrichten von der pythagoriſchen Lehre ganz verwerfen wollen.

Daß bei den celtiſchen Druiden die Lehre der Seelenwandrung herrſchte, wiſſen wir; weniger, auf welchem Wege ſie dahin gelangt war. Daß ſie den Hetruskern und überhaupt im alten Italien noch vor Pythagoras bekannt war, iſt wahrſcheinlich. Von der Verbreitung dieſer Lehre ſelbſt im äußerſten Norden, finden ſich Spuren bei den Alten. Brachte Pythagoras ſie vom Auslande herüber, ſo konnte er ſie wohl nur im weſtlichen Aſien oder in Aegypten kennen lernen. Die Aegyptiſche Behandlungsart der Leichen, die ſie ſo weit als möglich zu verewigen ſuchten, dürfte allerdings eine ſehr merkliche Verſchiedenheit in der Anſicht von der Unſterblichkeit vorausſetzen laſſen; da ſonſt die Mythologie und Religion der Aegypter, ihrer ganzen Structur und ihrem Geiſte nach, ſich häufig ganz an die indiſchen anzuſchließen ſcheinen. Oſiris, ien Hauptbegriff der Aegyptiſchen Lehre als

einer leidenden und ſterbenden Gottheit, erklärt ſich am beſten aus der indiſchen Lehre von der Unſeeligkeit des Daſeins, wozu die reine Vollkommenheit herabgeſunken, und darin eingehüllt und gefeſſelt ſei.

Drittes Kapitel.

Von der Aſtrologie und dem wilden Naturdienſt.

Wenn das Syſtem der Emanation durch ſeine moraliſche Tiefe, durch ſeine poſitive Fülle und genetiſche Entwicklung des Weltalls, den Vorzug vor dem eigentlichen Pantheismus behält, der durch ſeinen bloß negativen und abſtracten, und alſo irrigen Begriff des Unendlichen, jederzeit in leere Indifferenz geräth, ſo läßt es ſich dagegen von dem Vorwurf des Fatalismus auch in der älteſten Geſtalt, die wir bis jetzt kennen, nicht frei ſprechen. Der Lehre von der Vorherbeſtimmung haben wir ſchon oben erwähnt, man wird ſie ganz deutlich in der Kosmogonie des Monu finden, die wir im Anhange liefern. Dahin gehört auch die Lehre von dem ſteten Kreis-

lauf, und ewigen Wechſel zwiſchen Schlaf und Wachen des unendlichen Weſens.

„Als geſchaffen dieß All hatte, der ſich undenkbar entwickelt ſtets,
„Sank zurück in ſich ſelbſt wieder, Zeit mit Zeit nun vertauſchend er.
„Während der Gott nun wachend iſt, da regt ſtrebend ſich hier die Welt,
„Doch wenn ruhigen Sinns er ſchläft, ſodann ſchwindend vergeht es all.“

Nun wird weiter beſchrieben, wie alle irdiſche Weſen in den Grund jenes Erhabenen verſchlungen werden —

„Weil der, ſo alles Seins Leben, wohl ſüß ſchlummert, der Kraft beraubt.“

Und ferner:

So mit Wachen und Schlaf wechſelnd, dieß All was ſich bewegt was nicht,
Bringt zum Leben er ſtets hervor, vertilgt es, ſelbſt unwandelbar.

Zahlloſe Weltentwicklungen giebts, Schöpfungen, Zerſtörungen,
Spielend gleichſam wirket er dieß, der höchſte Schöpfer, für und für.

Der Begriff von der Zweckloſigkeit der Welt und einer blos ſpielenden Thätigkeit Gottes, hängt weſentlich zuſammen mit jener Anſicht eines ewigen Kreislaufs. In ſpätern Syſtemen iſt dieß die ſtets wechſelnde Contraction und Ausdehnung der höchſten Grundkraft, das Pulſiren der Weltſeele.

Der Fatalismus hat ſich bei den orientaliſchen Völkern zu einem ſehr künſtlich weit verbreiteten Syſtem entfaltet. Die Aſtrologie, ſammt aller ihrer Begleitung von Vorbedeutungen, Augurien, unglücklichen Tagen, Beſchwörungen und dunkeln magiſchen Künſten, iſt dieſe merkwürdige Erſcheinung des Alterthums, die noch bis auf ſehr neue Zeiten ihren unermeßlich großen Einfluß erſtreckt. Nicht blos als dichteriſche Bewundrung der Naturſchönheit, ſondern genau in dieſer Umgebung finden wir den Geſtirndienſt bei den Aegyptern, mit einem dem Anſchein nach rohen Thierdienſt verwebt. Daß der Menſch von der Verehrung der Gottheit zur Anbetung der wilden Naturkraft, vom Schöpfer zu ſeinen Werken herabſinken und verirren könne, dafür giebt es in ſeinem Geiſt und Herzen ſo viele

Gründe und Veranlaſſungen, daß es wenigſtens hier überflüſſig ſein dürfte, ſie weiter auseinander zu ſetzen. Genug, wir finden auch im alten Aſien nicht blos Spuren, ſondern Beweiſe einer ganz eigentlich materialiſtiſchen Denkart; mag man dieſen Materialismus auch zum Unterſchiede von dem, was in Europa ſo genannt wird, den orientaliſchen nennen, da er, ſo weit wir ihn bis jetzt kennen, gewiß ein ſehr eigenthümliches Gepräge an ſich trägt. Wir zeigen ihm in der hiſtoriſchen Stufenfolge der verſchiedenen orientaliſchen Denkarten dieſe Stelle an, unmittelbar nach dem Syſtem der Emanation, der Rückkehr und Seelenwandrung; es würden ſich auſſer dem aſtrologiſchen Aberglauben vielleicht noch mehr Mittelglieder und Punkte des Uebergangs und der allmähligen Entartung von einer ſo durchaus religiöſen zu einer ganz materiellen Anſicht aufzeigen laſſen; aber es bedarf deſſen nicht, denn ſchon in der älteſten bis jetzt bekannten Urkunde der indiſchen Lehre, in der Kosmogonie des Monu, iſt vieles ſehr materiell. Das Bild von dem Welt-Ei zwar, welches ſich auch bei den Aegyptern findet, kann man für ein

bloßes Bild kindlichen Alterthums halten; die Matra aber, die Samentheilchen des Weltstoffes, müssen schon eine mehr philosophische Beziehung haben. Ob sie, wo nicht schon hier, so doch später, eigentliche Atome sind, ob diejenigen griechischen Gelehrten Recht hatten, welche behaupteten, daß auch das System der Atome orientalischen Ursprungs sey, wird sich erst entscheiden lassen, wenn wir die Sekte der Paschandisten, Shoktisten, und die als atheistisch angeführten Systeme, als Charval, u. s. w., wo nicht aus den vielleicht größtentheils verlohrnen Urschriften, so doch wenigstens aus den Widerlegungen der Gegner bestimmter kennen lernen, da uns die Philosophie der Phönicier zu wenig und zu unsicher bekannt ist, um etwas entscheidendes über sie festsetzen zu können, so wahrscheinlich es sein mag, daß sie ganz und gar von dieser Art war.

In der aus sehr verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzten und durch manche Stufen allmählig gebildeten Religion der Indier, nimmt die Anbetung der wilden Naturkraft aber eine nur allzu große Stelle ein. Bald als allvernichtende

Zerſtörung aufgefaßt, bald als Zeugungskraft der Natur als eines unendlichen Thieres, bietet uns der Dienſt des Sivo, und der furchtbare Durga, Bilder des Todes und der Wolluſt, blutige Menſchenopfer und bakchantiſche Zügelloſigkeit in einem grauſen Gemiſch dar. Was dieſen Naturdienſt und Materialismus ſo ſchrecklich macht, und von der bloßen Sinnlichkeit mancher Völker im Zuſtande der einfachſten Wildheit noch ſo ſehr unterſcheidet, dürfte gerade die beigemiſchte und überall einverwebte Idee des Unendlichen ſein, die noch auf den beſſern Urſprung zurück deutet; denn grade das Höchſte und Edelſte wird immer, wenn es verwildert und entartet, zur ſchrecklichſten Misgeſtalt.

Es hat ſich dieſer Naturdienſt ſo weit verbreitet, daß wir uns nur auf einige Andeutungen des wichtigſten beſchränken müſſen. Alle jene Götter, denen ſo ausſchließlich durch Menſchenopfer gehuldigt ward, verrathen dadurch und durch manche andre Züge, ihre Verwandtſchaft mit dem indiſchen Sivo und der Kali; von der Art ſind der Baal und Moloch der ſyriſchen und puniſchen Völker; wie überhaupt dieſer wilde

Naturdienſt und Materialismus bei keinem Volke ſo ausſchlieſſend geherrſcht haben mag, als bei den Phöniciern. Dahin gehört auch jener Eſus, dem die Gallier ſolche Ströme von Blut vergoſſen haben, wie ſonſt in der alten Welt kein Beiſpiel gefunden wird, und ſich nur noch in dem Götzendienſt der Mexikaner wieder findet. Auch in dem Geſtirn und Thierdienſt der alten Aegypter nahm die Verehrung des Lingam und der alles erzeugenden Yōni wohl eine weit größere Stelle ein, als man gewöhnlich vorausſetzt. Den Gebrauch des Phallus bei Feſten und an Bildern in Griechenland leitet Herodot aus Aegypten her. Die Geſchlechtszeichen, die der ſiegreiche Seſoſtris überall aufſtellte, würden ſich, wenn die Thatſache anders gegründet iſt, viel natürlicher aus dieſem Aberglauben als allgemeine Sinnbilder deſſelben erklären, als nach der moraliſchen Deutung des Herodot auf die mannhafte Tapferkeit oder weibiſche Feigheit der überwundenen Völker beziehen laſſen. Die phöniciſche Aſtarte, die phrygiſche Cybele, die epheſiſche Artemis, ſelbſt die germaniſche Hertha, ſind vielleicht nur in unweſentlichen Nebenbeſtimmungen von der indiſchen

Bhovani verſchieden. Den Grundbegriff der alles zeugenden unendlich thieriſchen Naturkraft in allen dieſen iſt wohl ungefähr derſelbe. Vorzüglich in Babylon und in allen von dem babyloniſchen Reich abhängigen Staaten ſcheint die Verehrung dieſer Göttin Mylitta, bei den Armeniern Anaitis, Alilath bei den alten Arabern, am meiſten geherrſcht zu haben; es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß unter den Yavanern in den alten indiſchen Schriften, alle weſtlichen Völker, welche dieſem Dienſte ausſchlieſſend anhiengen, gemeint ſeien, nicht ein beſtimmtes Volk, ſondern eine Religionsſecte; wenigſtens können die Yavaner, welche in Monu's Geſetzbuch nebſt den Pehlvans und andern verwilderten Geſchlechtern vom Stamme der Krieger erwähnt werden, wohl nicht Alexanders Griechen ſein; wenn auch ſpäter unter jener allgemeinen Benennung weſtlicher Völker, die Griechen mit verſtanden wurden.

Daß dieſe Verehrung der Naturkraft obwohl mehr verſchleiert und gemildert, nicht ſo durchgeführt und zuſammenhängend, doch der innere Geiſt der Religion der Römer und Griechen

geweſen ſei, wird niemand bezweifſen, der ihre Götterfabel nicht bloß antiquariſch betrachtet hat. Nur war bei den Römern der wilde Naturdienſt durch eine ſtrengere Sittlichkeit gezügelt; entweder weil ſich mehr Einzelnes von dem urſprünglichen Beſſern erhalten hatte, oder durch vortrefliche Geſetzgeber der älteſten Zeiten. Bei den Griechen ward wegen ihrer Zerſtreuung und Regſamkeit die Verfaſſung loſe und frei, und der alte Aberglaube löste ſich faſt ganz in eine heitere Mythologie auf, in die aber auch einzelne Ideen aus einem noch andern und beſſern Syſtem gekommen ſein mögen, von denen wir gleich reden werden.

Die unendliche Fülle der Fantaſie hat dieſer orientaliſche Materialismus mit dem Syſtem der Emanation gemein; ja die wilde Begeiſtrung, welche nun an die Stelle der alten Betrübniß trat, iſt die eigentliche Quelle aller Rieſengeburten der Dichtung und Fabel. Auch in dieſer Anſicht war die Vergötterung auſſerordentlicher Menſchen begründet, da die bildende oder zerſtörende Naturkraft in den Heroen ſo vorzüglich ſichtbar ward, und gleichſam perſönlich erſchien.

Der ſechsarmige Kriegsgott Karttikeyo oder Skondoh, iſt in der indiſchen Fabel der Sohn und ſtete Begleiter des Sivo. Vielleicht wurden aber nicht bloß Helden, ſondern auch große Erfinder vergöttert. Daß die erſten Schritte in der Entdeckung der Naturgeheimniſſe und Wiſſenſchaft, dem Stolze des menſchlichen Geiſtes nicht wenig geſchmeichelt haben, läßt ſich leicht denken, da ſie ſelbſt für den Geſchichtsforſcher faſt an das Wunderbare grenzen. Mit den Geſtirnen und andern Naturweſen, die ihr Gegenſtand waren, ward alſo leicht Verſtand und Wiſſenſchaft zugleich vergöttert; und hierauf könnte man die ſo weitverbreitete Idee des Hermes oder Thaut beziehen, vielleicht auch wohl den ältern indiſchen Buddha. Ein andrer auch erfinderiſcher Gott, Ganeſchoh, iſt unzertrennlicher Gefährte des Sivo. Zum Schluß bemerke ich noch, daß die Denkmale zu Illaure auf der Inſel Elephante und andre, das hohe Alter auch dieſes Theils der indiſchen Lehre und Sage unwiderſprechlich darthun und beſtätigen; ſo wie auch der urſprüngliche Sinn der bildenden Kunſt der Indier, Aegypter, und ſelbſt der Griechen

nur aus dieſer Denkart verſtanden werden kann. Auch in den Veda's werden Menſchenopfer für die Göttin Kali angeordnet; aber hier wäre vielleicht nothwendig den Text ſelbſt zu haben und eine reife, vielſeitige kritiſche Bearbeitung, ob das Alter des Ganzen ſich einigermaßen beſtimmen, und was ſpätere Zuſätze ſein mögen, mit einiger Sicherheit unterſcheiden laſſen wird.

Viertes Kapitel.

Die Lehre von zwei Principien.

Wir nähern uns einer ſchönern Geſtalt, der alten Religion des Lichts. Das Syſtem des Dualismus, die orientaliſche Lehre von zwei Principien und dem ewigen Kampf des Guten und des Böſen, nimmt grade dieſe Stelle ein, denn überall, wo wir ihre Spuren antreffen, erſcheint ſie im ſtrengen Gegenſatz und Widerſpruch gegen die bisher geſchilderten Denkarten, als Wiederherſtellung des urſprünglichen erſt ſpäter verlohren gegangenen Lichtes göttlicher Wahrheit. Der Geiſt dieſes Syſtems iſt durchaus idealiſtiſch; zwar der Begriff der ſelbſtthätigen Ichheit iſt allen indiſchen Syſtemen gemein, wie die Ableitung aller materiellen Kräfte aus geiſtigen Weſen um ſo mehr Statt findet, je höher wir in der Geſchichte orientaliſcher Denkart hinauf ſteigen, ſo

daß in dieſem Sinne meiſt alle orientaliſche Philoſophie idealiſtiſch genannt werden könnte. Die eigentliche Uebereinſtimmung aber mit dem, was in der europäiſchen Philoſophie Idealismus genannt wird, liegt darin, daß in dieſer Anſicht Thätigkeit, Leben und Freiheit allein als das wahrhaft wirkliche anerkannt, todte Ruhe aber und unbewegliche Beharrlichkeit als nichtig und leer verworfen wird. Zwar erheben ſich auch gegen dieſes Syſtem, als ſolches, ſehr bedeutende philoſophiſche Schwierigkeiten; wird nehmlich das böſe Princip geſetzt als ein ſolches, das ewig von dem guten und göttlichen getrennt bliebe, ſo wird noch auſſerhalb der Gottheit eine andre ihr wo nicht gleiche, doch nicht mit ihr übereinſtimmende, von ihr unabhängige Kraft und Welt geſetzt, und ſo alle Einheit zerriſſen; wird aber, wie meiſt geſchieht, angenommen, daß in der letzten Entwicklung das böſe Princip überwunden und verändert, Ahriman mit dem Ormuzd wieder vereint und verſöhnt werde, ſo wird im Grunde der Zwieſpalt aufgelöst; alles verſchmilzt pantheiſtiſch in Ein Weſen, und der ewige Unterſchied des Guten und Böſen verſchwindet. Ungeachtet

dieſer Mängel wird man der intellectuellen Religion der Perſer, nächſt der chriſtlichen Lehre, ſo wie dieſe im alten Teſtamente vorbereitet, im neuen ausgeführt und vollendet iſt, leicht den Vorzug der Erhabenheit und relativen Wahrheit vor allen andern orientaliſchen Denkarten, wenigſtens in moraliſcher Rückſicht, zuerkennen.

Der Pantheismus hebt den Unterſchied des Guten und Böſen unvermeidlich auf, ſo ſehr er ſich auch in Worten dagegen ſträuben mag; das Syſtem der Emanation erdrückt den freien Muth, durch das Gefühl unendlicher verborgner Schuld und den Glauben, daß alles böſe und auf Ewigkeiten hin unſeelig ſey; die Lehre von den zwei Principien und dem Kampf des Guten und Böſen hält das Mittel zwiſchen dieſen beiden Extremen, und iſt ſelbſt ein mächtiger Antrieb zu gleichem Kampf, eine unverſiegliche Quelle ſittlichen Lebens. Welches auch der verborgene Urſprung dieſer Lehre und dieſes Syſtems ſein mag, das ſich vielleicht an die älteſte Wahrheit anſchließt, denn Zerduſht war nur Wiederherſteller derſelben, und auch als ſolcher wohl ſchwerlich der erſte; verehrungs-

würdig und wohl göttlich dürfen wir dieſen Urſprung nennen; denn es kann das freie Leben der reinen und ſittlichen Kraft nur durch die That ergriffen werden. Bloß erdichtet oder vernünftelt iſt dieſe Lehre nicht, und der Kampf des Guten und Böſen iſt ein Wort ohne Sinn auſſer für denjenigen, der mit allen Kräften ſeines Weſens ſelbſt gekämpft hat gegen das Böſe, aus reiner Begeiſterung für das Gute; obwohl alſo Syſtem in Rückſicht des einfachen Gliederbaus, iſt doch dieſe Lehre nothwendig und urſprünglich mehr als das, iſt That und Leben. Wer aber erſt des eignen freien Wirkens ſich bewußt ward, mag dann durch jenes auch das Leben der Natur verſtehen.

In der Natur verehrt dieſe Religion nicht das Wilde, Zerſtörende, nicht Wolluſt und Tod, ſondern das Reinſte und Wohlthätigſte, Feuer und Licht; überhaupt das freie Leben und den innern Geiſt. Die ſieben Amſhaſpands oder Geiſter der Elemente und Grundkräfte, ſtehen als eben ſo viel Könige der Natur um den Thron des Herrſchers, des Herrlichſten und Erſten unter ihnen. Den Himmel erfüllen die heiligen Feruers

oder die göttlichen Urbilder und Ideen aller geſchaffnen Dinge. Das Geſtirn des Tages, der Freund (Mithras) der Menſchen, iſt Mittler zwiſchen ihnen und der Gottheit; die blutigen Opfer verſchwinden, und die Weihung und Genießung des reinen Hom und Miezd durch den Prieſter am Altare, bedeutet die innige Gemeinſchaft mit Gott durch die edelſte Frucht und Kraft der blühenden Gewächſe.

Aber nicht bloß die Elemente ſind ein weſentlicher Gegenſtand der Verehrung in dieſer Religion, ſondern auch die Helden. Sie ſind nicht mehr bloß Zerſtörer und Ueberwinder, nicht bloß gewaltige, und als ſolche göttlich verehrte Naturkräfte; ſondern himmliſche Bezwinger der Rieſen, der dunkeln Mächte und hölliſchen Geiſter. Der Kampf zwiſchen Iran und Turan iſt auf Erden daſſelbe wie das Ringen der guten und böſen Grundkraft im Himmel. Feridun und Ruſtan, die vielbeſungnen Helden, feſſeln die wilde Kraft des Zohak und Afraſiab; von allen aber ſtrahlt Dſchemſchid, das Urbild vollkommner Könige aus dem Dunkel des Alterthums hervor. Ein vollkommen glückliches Reich, wo alles Licht

endlich in ſiegreicher Freude beſeeligend herrſcht, iſt eine nothwendige Idee dieſer Lehre, ſo wie die Idee von einem urſprünglich vollkommnen Zuſtande, wo Meſhia und Meſhianes im Garten der Unſchuld wandelten; der Zuſtand, welchen die Religion des Zerdusht nur wiederherſtellen wollte.

Ein großer und zwar der ſchönſte und lieblichſte Theil der indiſchen Mythologie gehört dieſer Denkart an. So iſt der erhaltende, wohlthätige, alles durchdringende Viſhnu zu deuten, mit ſeiner ganzen Umgebung. Sein weibliches Ebenbild gleicht nicht mehr der wilden Gefährtin des Sivo, der furchtbaren Kali; es iſt die Lilie des Himmels (Podma), die ſeelige und beſeeligende Göttinn Lokſhmi oder Sri, die ſchöne Tochter des milden Meergottes Voruno. Kamoh, der Gott der Liebe, findet ſich meiſt in ſeiner Nähe und der Sonnengott Indroh, der Freund der Menſchen, ſammt allen ſeeligen und wohlthätigen Geiſtern, Feen und himmliſchen Nymphen. Als König und als Weiſer, als wunderthätiger Held erſcheint Viſhnu oftmals auf Erden, und durchdringt alle Welten, immer aber nur in der Abſicht, das Laſter zu bändigen, die Rieſen und

feindlichen Mächte zu vertilgen, alle gute Menschen und Geister sammt ihrem Führer, dem gutgesinnten Indroh, zu beschützen.

So sehr die Idee auch durch willkührliche Dichtung und Mährchen entstellt ist, da der Gott wie ein andrer Proteus ausser den menschlichen Gestalten eines Weisen oder Helden, auch die einer Schildkröte, eines Ebers, eines Mannlöwen, eines Fisches annimmt, so bleibt doch immer die hohe Idee der Menschwerdung ein Beweis für den Tiefsinn der Indier, und für die Stufe ihrer Erkenntniß. Denn in allen Gestalten bleibt es doch immer die gleiche schöne Absicht, das Gutgesinnte hülfreich zu erretten, das Schädliche und Böse zu besiegen und vernichten. Zwar findet man auch wohl in andern Mythologien, wenn sie schon moralischer gebildet sind, Darstellungen von Helden, die sich dem Begriff göttlicher Tugend nähern; Helden, die einem hohen Gesetz und Beruf folgend nur gegen das Böse kämpfen, allem Guten aber befreundet sind. In keinem Helden oder Herkules der Dichtersagen aber wird man den Gedanken der Menschgewordnen Gottheit so ausdrücklich ausgesprochen

ſehen, als in dem indiſchen Ramo; dem milden Sieger, deſſen freiwillige Verbannung in die Einſamkeit und bald unglückliche bald glückliche Liebe zur Sita ſo dichteriſch ſchön und rührend beſungen wird.

Auf eine noch höhere Stufe tritt dieſe Anſicht, wenn wir die hohe Sittlichkeit in dem Leben und Lehren der indiſchen Einſiedler und Muni's betrachten, beſonders wie ſie in den Puranas dargeſtellt ſind. Die Härte jener alten Büßer und Riſhis, die durch ſelbſtgewählte Qualen eine höhere Stufe der Seeligkeit und übernatürliche Kräfte erzwingen und ertrotzen wollten, tritt mehr in den Hintergrund zurück, und es zeigt ſich hie und da die ſanfteſte Ergebung in Gott, eine Geſinnung voll Demuth und Milde, reine himmliſche Liebe.

Wenn die Verehrung des Viſhnu in den Veda's eine große Stelle einnimmt, ſo fragt ſich's vor allen Dingen, ob der Begriff und die Anſicht deſſelben auch ganz dieſelbe ſei wie in den Puranas. In dem Geſetzbuch des Monu iſt dies wenigſtens durchaus nicht der Fall. Doch davon genug; denn was wir bis jetzt

haben, ist wohl hinreichend die verschiedenen Theile des indischen Systems, die verschiedenen Entwicklungsstufen und Schichten der indischen Mythologie im Allgemeinen zu unterscheiden und nach dem Gange des Ganzen zu ordnen, aber nicht um die Zeit für jedes genau zu bestimmen, und eine vollständige Geschichte zu entwerfen.

Obwohl aus der Lehre von den zwei Principien und der damit verbundenen Verehrung des reinen Naturgeistes, vieles und zwar grade das schönste, nicht nur in der persischen und indischen Fabel hervorgegangen ist, sondern auch sogar manches in der römischen, griechischen, und nordischen erst in dem Kreis und Zusammenhang dieser Begriffe seine wahre und volle Bedeutung erhält, so ist doch dieselbe Denkart nicht bloß poetisch, sondern auch ursprünglich einer philosophischen Ansicht und Darstellung empfänglich. Selbst in den Sinnbildern der Perser nehmen wir ein bestimmtes Zahlenverhältniß der sinnbildlichen Figuren wahr, einen construirenden Gliederbau, wovon der Keim schon in der ersten Dualität der ringenden oder wechselwirkenden Grundkräfte lag. Daß ein philosophisches Sy-

ſtem des Inhalts und Geiſtes in Indien bekannt geweſen ſei, hat die höchſte Wahrſcheinlichkeit. Ob die Nyayo *) Philoſophie, nebſt der Mimanſo die älteſte, ſolche Grundſätze des Dualismus enthalte; ob die beiden Syſteme des Madhwo und Ramanujo, in welche die Anhänger des Viſhnu ſich theilen, und welche beide in den Vedantoſchriften beſtritten werden, dahin gehören, wird die Zukunft lehren, und auch die Frage entſcheiden, ob Zerduſht indiſche Lehren und Vorſtellungsarten benutzt hat, oder ob vielleicht der umgekehrte Fall Statt findet. Da ſo vieles von Indien ausgegangen iſt, könnte nicht auch einiges wieder dahin zurückgefloſſen ſein? Wenigſtens muß man ſich ſolche Mög-

*) Nyayo wird in den geſchriebenen Exemplaren des Amaracosha durch certamen, Kampf, erklärt; wenn der Nahme jener Philoſophie nicht anders von niyote, er ordnet, constituit, abgeleitet iſt, wovon Niti die Sittenlehre. Auch könnte Nyayo nach der erſten Bedeutung ebenfalls auf Dialektik gedeutet werden, da unſre Nachrichten von der indiſchen Philoſophie noch ſo unbeſtimmt ſind, daß einige die Nyayo für einen Theil der Philoſophie, die Logik, erklären, andre ſie als ein beſtimmtes Syſtem und beſondre Secte ſchildern.

lichkeiten immer gegenwärtig erhalten, um nicht das, was am häufigſten geſchah, für ein durchaus allgemeines Geſetz zu halten, und ſo einzelne Beſonderheiten zu verkennen.

Iſt aber in irgend einer Gattung Indiſcher Schriften etwas Fremdes eingefloſſen, ſo ſind es wohl am erſten die Puranas, in denen die Religion und Fabel des Viſhnu die herrſchenden ſind; freilich zum Theil ſchon nach der philoſophiſchen Umdeutung eines ſpätern Syſtems. Wenn man in den Puranas aber nicht bloß ſolche Umſtände und Perſonen der heiligen Schrift antrifft, die ſich unter mehren Völkern verbreitet haben, wie die Geſchichte des Noah, ſondern auch ſolche, die ihr ganz eigenthümlich und ſpeciell ſcheinen, wie die vom Hiob, ſo darf man daraus nicht gleich den Schluß machen, daß die indiſchen Weiſen und Dichter dieſes unmittelbar aus den Urkunden des alten Teſtaments geſchöpft haben; denn es dürfte den Hebräern und den Perſern, und wiederum den Perſern und Indiern mehres gemeinſchaftlich ſein, als man gewöhnlich vorausſetzt.

So günſtig nun auch dieſe Denkart im Vergleich mit den andern erſcheint, ſo hat ſich doch auch hier, wie überall, wo nicht eine höhere Fügung das Licht des Geiſtes in ſeiner Reinheit erhält, unſtreitig Irrthum und Aberglauben ſchon frühzeitig an der Wahrheit angeſchloſſen, und ein falſcher Schritt war in jenen alten Zeiten, die alles mit ſolcher Kraft und Einſeitigkeit durchführten, oft genug, um von der ſchönſten Idee zu Einrichtungen und Gebräuchen zu kommen, die wir kaum ohne Abſcheu betrachten mögen. Aus dem nicht nur dichteriſch ſchönen, ſondern viel tiefſinnige Wahrheit enthaltenden Gedanken von der Schönheit, Reinheit und Heiligkeit der oberſten Grundweſen oder Elemente, entſtand eine ängſtlich furchtſame Beſorgniß, dieſe heiligen Lebensquellen und Naturgeiſter ja nicht durch Berührung mit dem Todten und Leichenhaften zu beflecken und zu vergiften. Daher iſt es in der perſiſchen Religion faſt das größte aller Verbrechen einen Leichnam in die Erde zu verſenken, oder gar durch die noch heiligere Flamme verzehren zu laſſen; und ſo entſtand der ſchreckliche Gebrauch der alten Magier, die

Leichen durch wilde Thiere zerreiſſen zu laſſen, der ſich in Thibet, obwohl die Religion dort ſeitdem änderte, erhalten, ja bis in den nordiſchen Winkel Kamtſchatka's verbreitet hat; wie Gebräuche oft noch lange beſtehen, nachdem die Verfaſſung oder das Syſtem, aus denen ſie zuerſt hervorgingen, nicht mehr vorhanden ſind. Ueberhaupt iſt dieſe Denkart nicht überall als Philoſophie, am wenigſten als ſtreng abgeſchloſſenes Syſtem aufgetreten, und ſo konnte von mehr als einer Seite vieles aus dem alten aſtrologiſchen Aberglauben in dieſen reinern Naturdienſt der Elemente einfließen, oder bald der Rückweg dahin gefunden werden.

Das göttliche Licht, deſſen ſich immer mehr verbreitenden Sieg dieſe Lehre vor allen feiert, ward eben dadurch als ein allmählig erſt neuer entſtandnes Weſen dargeſtellt, die Morgenröthe einer neuern beſſern Zeit, der ein ganz andrer Zuſtand alter Finſterniß vorangieng, und ſo kam man wieder auf den materiellen Begriff eines urſprünglichen Dunkels und Chaos, der Nacht als einer Mutter der Dinge.

Ich erinnere dieß nur darum, damit man nicht glaube, daß eine Mythologie, die wie die griechiſche vom Chaos ausgeht, oder von der Nacht als Mutter der Dinge, darum rein materialiſtiſch ſein müſſe, und gar keinen Theil an der hellern und heitern Anſicht dieſer Denkart gehabt habe, deren Einfluß auch im Gebiet der Fantaſie ſo weit verbreitet iſt.

Noch auf eine andre Art iſt die urſprünglich ſo ſchöne Religion des Lichts ſehr gemisbraucht worden. Nebſt dem aſtrologiſchen Aberglauben hat im Alterthum nichts ſo viel Einfluß auf Entſtehung und Ausbildung der geheimen Geſellſchaften und Myſterien gehabt, als grade dieſe Lehre. Die höhere Erleuchtung ſollte zwar Demuth und Liebe von ſelbſt mit ſich führen; wir ſehen aber, daß ſie oft auch dann, wenn ſie wenigſtens aus der wahren Quelle abgeleitet iſt, dennoch mehr den Stolz der Erleuchteten als jene Geſinnungen in Bewegung ſetzt, und daß die, welche im Beſitz höherer Einſicht und geheimer Weisheit zu ſein glauben, mit verſchmähender Abſonderung und geheimnißvollem Eigennutz, gern im Verborgenen, ſich ſelbſt an die Stelle der Vorſehung ſetzend,

alles lenken, und in Allem ihre Hand haben möchten, jeden Nicht-Erleuchteten aber nur als Stoff und blindes Werkzeug ihrer Absichten zu betrachten und zu behandeln ſich berechtigt halten.

Dieß mag im frühen Alterthum ſo gut geſchehen ſein wie in neuern Zeiten, öfter und mehr als man gewöhnlich vorausſetzt.

Fünftes Kapitel.

Vom Pantheismus.

Von den orientaliſchen Denkarten und Syſtemen, welche wegen ihres weitverbreiteten Einfluſſes die meiſte hiſtoriſche Wichtigkeit haben, iſt nur noch eines zurück: der Pantheismus. In der Lehre der Buddhiſten, welche etwa tauſend Jahr nach ihrem Urſprung, um die Zeit Chriſti, in Thibet und China eingeführt ward, in Siam und der ganzen öſtlichen Halbinſel wie auf Ceylan herrſcht, und ſich auch unter den tatariſchen Völkern weit verbreitet hat, iſt der Geiſt deſſelben ſichtbar. Wenigſtens dem Fo der Chineſen wird als ſeine eigentliche, weſentlichſte und eſoteriſche Lehre, das deutlichſte und entſchiedenſte Bekenntniß zugeſchrieben, daß Alles Nichts ſey,

wohin die Lehre, daß Alles Eins ſey, ſo natürlich führt; denn, wenn vor dem bloß abſtracten und negativen Begriff des Unendlichen alles andre erſt vernichtet und verſchwunden iſt, ſo entflieht er zuletzt ſelbſt, und löst ſich in Nichts auf, weil er urſprünglich leer und ohne Inhalt war.

Es darf auch nicht befremden, daß wir dieſe Philoſophie unter allen orientaliſchen als die jüngſte betrachten. Die hiſtoriſchen Beweiſe dafür werden unten angeführt werden; hier bemerken wir nur, daß das lebendige tiefe Gefühl des Unendlichen und ſeiner Fülle der Allmacht, ſchon ſehr geſchwächt und verdunſtet ſein muß, ehe es ſich in dieſen vom Nichts ſchwer zu unterſcheidenden Schatten und Scheinbegriff des Einen und Allen auflöſen kann. Alle andre orientaliſche Lehrbegriffe gründen und berufen ſich noch auf göttliche Wunder und Offenbarung, ſo entſtellt auch alles durch Fabel und Irrthum ſein mag. Der Pantheismus iſt das Syſtem der reinen Vernunft, und inſofern macht er ſchon den Uebergang von der orientaliſchen Philoſophie zur europäiſchen. Er ſchmeichelt dem Eigendünkel des

Menſchen eben ſo ſehr als ſeiner Trägheit. Iſt einmal dieſe große Entdeckung gemacht, dieſe alles umfaſſende, alles vernichtende, und doch ſo leichte Wiſſenſchaft und Vernunft-Weisheit, daß Alles Eins ſei, gefunden, ſo bedarf es weiter keines Suchens und Forſchens; alles was andre auf andren Wegen wiſſen oder glauben, iſt nur Irrthum, Täuſchung und Verſtandesſchwäche, ſo wie alle Veränderung und alles Leben ein leerer Schein.

Freilich wenn noch Kraft und Tiefe des Gefühls vorhanden iſt, und die Lehre in vollem Ernſt wirklich ausgeführt wird, ſo nimmt ſie einen ganz andern furchtbaren Charakter an; es entſtehen dann jene in Indien nicht ſeltene, den kältern Beobachtern ſo ſchwer zu begreifende freiwillige, den Geiſt zerſtörende Martern der Yoghuis und Sonnyaſis, welche die Selbſtvernichtung als höchſtes Gut ſich zum Ziele ſezzen. Bei kältern oder geſchwächtern Naturen aber führt im Gegentheil die Ueberzeugung, daß alles Böſe nur leere Täuſchung, und alles weil es Eins, auch gleich vollkommen ſei, einen fal-

ſchen Schein von Heiterkeit und innerer Zufriedenheit mit ſich.

Vielleicht aber hat nur in China, wo der Pantheismus lange vor der Zeit erſtanden war, da die Religion des Buddha eingeführt ward, dieſe einiges von demſelben angenommen. In andern Ländern finden wir in dieſer überhaupt ſehr gemiſchten Lehre vieles beſonders aus dem Dienſt des Sivo; dahin deute man das oftmals noch gräßlicher verzerrte Bild der furchtbaren und zerſtörenden Gottheit bei den buddhiſtiſchen Tataren. In Thibet fand Turner Feſte der Kali, die Verehrung des Karttikeyo und des Ganeſho; die ganze Umgebung des Sivo.

Ein älteres und ganz reines Syſtem des Pantheismus iſt in der merkwürdigen Zahlenphiloſophie der Chineſen enthalten, ſo wie dieſelbe in dem alten Y—king, dem Buche von der Einheit, vorgetragen wird. Es iſt dieſes eine der merkwürdigſten Urkunden des orientaliſchen Alterthums. Wenn gleich als erſter Erfinder der fabelhafte Fo—hi genannt wird, ſo ſpricht doch der Umſtand, daß Kon—fu—tſe (A. 550 vor Chriſtus) der jüngſte unter den claſſiſchen Erklärern

war, zu deſſen Zeit man ſchon lang über den wahren Sinn des Buchs geſtritten hatte, für ein verhältnißmäßig ſehr hohes Alterthum. Verändert und verfälſcht kann es um ſo weniger ſein, da es nicht in den gewöhnlichen Charakteren, ſondern in ſehr einfachen Symbolen abgefaßt iſt. Das große Eins, wovon dies hieroglyphiſche Buch handelt, wird auch Tao, Vernunft, genannt, welches Tao das Eins, wie dieſes die Zwei, und dieſe die Drei erzeugte, durch das alle Dinge hervorgebracht ſind; oder Tai—ki, der große Gipfel, dasjenige, von dem alles ausgeht, und wo alles Unterſcheiden und Beſtimmen aufhört. Dieſes große Eins wird in zwei entgegengeſetzte Grundweſen zertheilt, aus deren mannichfachen Verbindungen und Zuſammenſetzungen alles beſteht, nach einem feſten Mechanismus und blinder Nothwendigkeit, die jenem Tao beigelegt wird. Das Yang und Yn; das Vollkommne, Männliche, Thätige, und das Unvollkommne, Weibliche, Leidende, wird durch eine ganze, nicht gebrochne, und eine gebrochne Linie ausgedrückt; daraus entſtehn zunächſt vier andre Zuſammenſetzungen, Bilder, wie ſie genannt werden; das

große und kleine Yang; das große und kleine Yn, je nachdem zwei gebrochne, oder zwei nicht gebrochne Linien über einander geſetzt werden, oder in den beiden andern Fällen die gebrochne Linie über oder unter der nicht gebrochnen ſteht. Die acht Koua oder Symbole in der dreifachen Zuſammenſetzung des Yang und Yn bedeuten eben ſo viele Grundkräfte. In der ſechsfachen Zuſammenſetzung aus Verdopplung jener dreifachen, können ſchon moraliſche Begriffe ausgedrückt werden. Es löst ſich alles in ein Zahlenſpiel auf, oder philoſophiſch ausgeſprochen, iſt alle ſcheinbare Individualität nur eine Verſchiedenheit des Grades und der Zuſammenſetzung. Unter den Zahlen iſt noch bei Kon — fu — tſe nicht die Vier oder die Sechs, wie in andern Zahlenphiloſophien, ſondern die Fünf als vollkommne Mittelzahl die erſte, und die fünf ungleichen der erſten Zahlen bis Zehn ſind nach ihm die himmliſchen, die gleichen dagegen die irdiſchen.

Wenn der Pantheismus nicht blos Denkart und Geſinnung iſt, wie bei den indiſchen Yoghuis und Sonnyaſis nach der Darſtellung des Bhogvotgita, ſondern mehr oder minder als miſſen-

ſchaftliches Syſtem auftritt, ſo iſt es nie etwas anders als ein ſolches nach einem bloßen Mechanismus der Vernunft fortſchreitendes Combinationsſpiel aus Einem Poſitiven und Negativen, welches eine ſolche Zahlenſymbolik wie dieſe im Grunde beſſer darſtellt, als Worte es können. Da dieß nun ſchon in dieſer älteſten Form des Pantheismus Statt findet, ſo wird es ſehr wahrſcheinlich, daß derſelbe aus dem Dualismus entſtanden ſei, durch ſpätere Umdeutung und Ausartung deſſelben. Sobald die Lehre von den zwei Principien nicht mehr Religion, ſondern Syſtem war, konnte der Gedanke die beiden Grundkräfte in ein Höheres zu vereinigen und aufzulöſen kaum ausbleiben.

Der urſprüngliche Sinn des Yang nach de Guignes iſt Licht und Bewegung; des Yn Finſterniß und Ruhe. Sehr vieles in der chineſiſchen Lehre und Tradition vor Kon—fu—tſe hat eine unverkennbare Uebereinſtimmung mit den perſiſchen Begriffen, wie man ſie auch in einigem mit der moſaiſchen Urkunde bemerkt hat. Die Entfernung der Länder iſt nicht ſo groß als es anfangs ſcheint; die alte Cultur China's hatte ihren Hauptſitz in der Nordweſtlichen Provinz Shen—ſi und in

Bactrien herrſchte die perſiſche Lehre; der Philoſoph Laokiun war weit gegen Weſten gereist.

Hat es mit der indiſchen Sankhyo oder Zahlenphiloſophie des Kopilo vielleicht die gleiche Bewandniß? Iſt, ſo wie ſpäterhin die Lehre des Fo aus Indien nach China kam, daſſelbe auch ſchon früher mit andern Syſtemen geſchehen? — In den Scholien zu Monu's Geſetzbuch werden Mohot und Ovyokto, das Mächtige, und der Unbeſtimmbare, Untheilbare oder Unbegreifliche als die beiden Principien der Philoſophie des Kopilo angegeben. Vielleicht war aber dieſe ſcheinbare Dualität eben ſo gemeint wie im Y—king; daß der Geiſt der Sankhyolehren durchaus pantheiſtiſch ſei, läßt ſich wenigſtens nach dem Bhogvotgita nicht bezweifeln, man müßte denn annehmen, der Verfaſſer habe ſie durchaus misverſtanden, oder nach ſeiner eignen Denkart gewaltſam umgedeutet. Im Bhogotgita, wie vermuthlich in allen dem Vyaſo zugeſchriebenen Werken, herrſcht die Vedanto-Lehre, deren Urheber er war; daher kennen wir dieſe unter allen indiſchen Philoſophien am beſten.

Daß ſie nichts anders ſei, als reiner vollkommner Pantheismus, kann ſich jeder leicht ſelbſt aus der Ueberſetzung überzeugen; in der philoſophiſchen Beſtimmtheit der Urſchrift ſind viele Stellen noch ſtärker. Freilich aber war es, wie ſchon der Nahme Vedanto anzeigt, nur Umdeutung des alten durch die Veda's geheiligten indiſchen Syſtems.

Die alte Sage alſo wird wie die alte Verfaſſung durchaus ſtehen gelaſſen, nur aber der neue Sinn ſo viel als möglich eingeſchoben, und alles auf jenes große Eins bezogen; — das Höchſte, Brohmo, auch Ghuinyon, oder Objekt des Wiſſens, — das hier ausdrücklich als Indifferenz, zwiſchen Sein und Nichtſein, zwiſchen Sot und Oſot definirt wird: (Kap. 13.) doch fehlt es auch nicht an Stellen, die ziemlich deutlich gegen die Veda's ſelbſt angehen. Aus dem ungemeſſenen Lobe, was der Verfaſſer überall der Sankhyo-Philoſophie ertheilt, ſcheint doch eine wirkliche Uebereinſtimmung der Denkart hervorzugehen.

Von einigen Schriftſtellern wird indeſſen angegeben: Sankhyo ſey die Phyſik, wie Mi-

manſo die Moral, und Nyayo die Dialektik, da hingegen andre ſie als eben ſo viele Philoſophien und Syſteme erwähnen; in welchem Falle die Nyayo als eine der älteſten, die nebſt der Mimanſo allein in Monu's Geſetzbuch erwähnt und mit ihr unter die Upanga's gerechnet wird, eine beſondre Aufmerkſamkeit verdienen würde. Der moraliſche Geiſt der Mimanſo, und die ſpekulative Beſchaffenheit der Sankhyo ſtimmen überein mit der Stelle, die wir ihnen in der Ordnung der Syſteme angewieſen haben. Es wird darüber bald eine beſtimmtere Entſcheidung möglich ſein, je mehr indiſche Urſchriften wir kennen lernen. Für jetzt iſt es ſchon viel, daß wir die älteſte indiſche Anſicht, die der ganzen Verfaſſung zum Grunde liegt, aus Monu's Geſetzbuch ziemlich vollſtändig, und die Vedanto-Lehre, die als die jüngſte das ganze Syſtem der indiſchen Literatur beſchließt, aus dem Bhogvotgita für den weſentlichen Charakter hinreichend kennen.

Man kann ſich überhaupt das Ganze der indiſchen Literatur zur leichtern Ueberſicht vorläufig in vier Epochen eintheilen; die älteſte Epoche umfaßt die Veda's und was ſich zunächſt

an dieſe anſchließt, wie Monu's Geſetzbuch. Daß die Veda's, wenn gleich durch einzelne Zuſätze verfälſcht, doch nicht ganz neu umgeſchmolzen ſein können, wird nicht wenig dadurch beſtätigt, daß ſchon vor ſo geraumer Zeit Wörterbücher zum Verſtändniß derſelben nöthig waren. Den in Proſa abgefaßten Rig und Yojurved wird verſchiedentlich ein kosmogoniſcher, magiſcher und liturgiſcher Inhalt zugeſchrieben; der des Samoved in Verſen iſt moraliſch, vermuthlich aber mit manchen mythiſchen und hiſtoriſchen Einmiſchungen, ſo wie in dem Manovondhormoſhaſtron. —

Eine andre große Epoche bilden alle diejenigen Werke, welche dem Vyaſo zugeſchrieben werden; die achtzehn Puranas, der Mohabharot, und die Vedanto-Philoſophie. Obgleich der Werke mehr ſind, als von einem Menſchen irgend möglicher Weiſe herrühren können, ſo wird doch wahrſcheinlich in allen die gleiche Lehre und Anſicht angetroffen werden, und ſoll auch keine Verſchiedenheit des Styls bemerklich ſein, da doch die in Monu's Geſetzbuch ſchon ſo auffallend groß iſt.

Wenn gleich die Veda's als das älteſte, geheimnißvollſte, begreiflicher Weiſe die Wißbegierde am meiſten auf ſich ziehen werden, ſo dürfte doch was zwiſchen dieſen und den Puranas in der Mitte liegt, vielleicht nicht minder lehrreich und wichtig ſein. Dahin gehören faſt alle philoſophiſchen Syſteme, die älter ſein müſſen als die Vedanto, weil dieſe ſich theils an ſie anſchließt, wie an die Sankhyo, theils aber ſie beſtreitet und widerlegt. Ferner der Ramayon, und vielleicht der erſten Entſtehung nach noch manche andre in den Puranas verarbeitete Dichtung. Das hohe Alterthum des Mohabharot und Ramayon, wo nicht der jetzigen Geſtalt, ſo doch dem Kern der Dichtung nach, wird durch die Denkmale zu Illoure und andre unwiderſprechlich bewieſen.

Dieß würden wir die zweite Epoche nennen; die Puranas und alles andre von Vyaſo machte die dritte; Kalidas und andre Dichter endlich, welche die alten Sagen, die bis dahin ein allzu ausſchlieſſendes Eigenthum der Prieſter waren, in Schauſpielen und andern poetiſchen Geſtalten, auch allgemeiner für alle darſtellen, die vierte

und jüngſte Epoche der alten indiſchen Literatur. Die vorzüglichſten dieſer Dichter blühten im Zeitalter des Vikromadityo, ungefähr gleichzeitig mit dem Kaiſer Auguſtus.

Die wichtigſten Epochen aber der indiſchen und überhaupt der orientaliſchen Philoſophie und Religion, ſind folgende: erſtens, das Syſtem der Emanation, das endlich in aſtrologiſchen Aberglauben und ſchwärmeriſchen Materialismus entartete; die Lehre von den zwei Principien, deren Syſtem des Dualismus, ſpäter zum Pantheismus umgewandelt ward.

Tiefer iſt der menſchliche Geiſt in der orientaliſchen Philoſophie nicht herabgeſunken, als bis zum Pantheismus, welcher der Moral eben ſo verderblich als der Materialismus, und zugleich auch für die Fantaſie zerſtörend iſt. Zwar wird es beſonders in Indien, wo unter einer anſcheinenden Gleichförmigkeit eine ſehr große Mannichfaltigkeit der Geiſtes-Entwicklung Statt gefunden hat, auch an einzelnen Beiſpielen der gemeinern ſkeptiſchen, oder ſelbſt ganz empiriſchen Denkart vielleicht nicht gefehlt haben; ob dieſelbe aber zu einem eigentlichen Syſtem in wiſſenſchaftlicher

Form entwickelt ward, dafür ist noch keine Anzeige vorhanden.

Wir haben für jetzt die Aufmerksamkeit nur auf das Wichtigste lenken wollen, was Epoche macht, und den Gang des Ganzen vorzüglich erklärt; vieles, was das gegenseitige Verhältniß, den Zusammenhang der verschiedenen Systeme noch deutlicher hätte darstellen können, die allmäligen Uebergänge aus einer in das andre, oder die ganze Ausführung und Entwicklung jedes Einzelnen bis auf die Nebenbestimmungen, ist absichtlich weggelassen worden, um den Blick durch die Mannichfaltigkeit der Gegenstände nicht allzusehr zu zerstreuen.

Drittes Buch.

Hiſtoriſche Ideen.

Erſtes Kapitel.

Vom Urſprunge der Poeſie.

Die alten Sprachen, deren Stammbaum wir von der Wurzel bis zu den Hauptäſten im erſten Buche zu verfolgen ſuchten, ſind eine Urkunde der Menſchengeſchichte, lehrreicher und zuverläſſiger, als alle Denkmale in Stein, deren halbverfallne Rieſengröße die ſpäte Nachwelt, zu Perſepolis, Illoure, oder an dem aegyptiſchen Thebä mit Erſtaunen betrachtet. Die Geſchichte der Religion aber, der herrſchenden Ideen, darf in der älteſten Zeit eben ſo wenig und noch weniger als in der neuen, von der Geſchichte der Begebenheiten der Völker getrennt werden. Darum haben wir eine Darſtellung der ſucceſſiven Entwicklung des orientaliſchen Geiſtes nach den vier merkwürdigſten Syſtemen, oder vielmehr nach

den wichtigſten Epochen orientaliſcher Denkart im zweiten Buche vorangehen laſſen; das gegenwärtige dritte und letzte aber beſtimmen wir der Andeutung wenigſtens einiger hiſtoriſchen Folgerungen und Betrachtungen, die ſich am unmittelbarſten aus jenen beiden feſten Grundlagen ergeben, worauf ſich künftig endlich einmal ein dauerhafteres und vollſtändigeres Gebäude alter Geſchichte wird aufführen laſſen, als wir bisher hatten.

Statt uns in einzelnen Vergleichungen der verſchiedenen Mythologien mit der indiſchen zu verlieren, ſuchten wir vielmehr einen allgemeinen Umriß der älteſten orientaliſchen Denkart nach den ſicherſten Urkunden zu entwerfen. Dieſer Begriff des Ganzen kann allein das verworrene Dunkel erhellen, und dürfte, wenn man die Nachweiſung der geſchichtlichen Genealogie der Sprachen hinzunimmt, den Leitfaden geben, um aus dem alten Labyrinth den Rückweg an das Licht zu finden. Die unendliche Mannichfaltigkeit individueller Entwicklungen der Mythologie ſetzen wir auch hier bei Seite; aber ſo wenig die ganze Fülle der Fantaſie ſich auf Begriffe

zurückführen läßt, ſo wird man doch nicht läugnen können, daß es bei aller Verſchiedenheit unter ſehr entfernten Mythologien gewiſſe allgemeine Uebereinſtimmungen gebe, und daß bei aller Willkühr ſpielender Dichtung, doch nicht alles bedeutungslos iſt, vieles auf einen und denſelben Sinn zurückweiſt; nicht blos auf die Weiſe, welche man gewöhnlich Allegorie nennt, ſondern vorzüglich in dem Geiſt, in der vorherrſchenden Denkart und Richtung des Gefühls. Von dieſem Gemeinſchaftlichen, von dieſer allem Polytheismus zum Grunde liegenden Denkart, wird ſich zum Theil ſchon jetzt der Urſprung erklären, und wenigſtens die Stelle nachweiſen laſſen, wo Mythologie entſtanden iſt, und wie ihre weitere Entwicklung dem Gange des menſchlichen Geiſtes überhaupt folgte.

Die Lehre von der Emanation, d. h. von der unendlichen fortgehenden Entwicklung und Entfaltung Gottes und der allgemeinen Beſeelung, enthielt den erſten Keim des Polytheismus; in der materiellen Anbetung der Natur und dem aſtrologiſchen Aberglauben erzeugte ſich die ganze Fülle der alten Fabel; gemildert, verſchönert,

auch bereichert ward die Mythologie durch die Lehre von den zwei Principien, die Religion des Lichts, und der frommen Gottbegeiſterten Helden; ſobald aber, wo es auch ſein mag, pantheiſtiſche Denkart herrſchend ward, konnte die Mythologie nur noch als Allegorie, als eſoteriſche Hülle oder Spiel der Dichtung ſtehen bleiben. So wie die griechiſche Mythologie der ſchönen Entwicklung nach vielleicht die reichſte, ſo dürfte die indiſche dem innern Weſen nach die umfaſſendſte ſein, weil ſie durch alle jene Denkarten vollſtändig durchgeführt iſt. Kaum dürfte ſich ein Begriff finden, der in einer der verſchiedenen intellectuellen Religionen irgend weſentlich und dem indiſchen Syſtem unbekannt geblieben wäre, oder eine Fabel, die in einer der blos dichteriſchen Mythologien eine ausgezeichnete Stelle annähme, für die ſich nicht in eben demſelben etwas ganz entſprechendes, und merkwürdig ähnliches aufzeigen lieſſe.

Welche Stelle die aegyptiſche und ſyriſche Mythologie in dem Cyklus des Ganzen einnehme, iſt ſchon im vorigen Buch angedeutet; man betrachte nach derſelben Anſicht auch die europäiſchen

Sagen und Dichtungen der celtiſchen, römiſchen, griechiſchen, germaniſchen und ſlaviſchen Mythologien, und wenn auch im Einzelnen viel Dunkelheit bleibt, wird doch der Geiſt und der Gang des Ganzen deutlicher werden. Wir haben die Ordnung der genannten Mythologien ſo geſtellt, wie ſie der Stufenfolge der verſchiedenen Denkarten entſprechen mögen. In der celtiſchen werden noch die beſtimmteſten Spuren des älteſten Syſtems der Seelenwandrung gefunden; es dürfte deren aber auch in der altrömiſchen Religion mehr geweſen ſein als bei den Griechen; in der ſlaviſchen Mythologie iſt die Lehre von den zwei Principien herrſchend, und auch der deutſchen war dieſe und die Verehrung der Elemente, ſo wie ſie damit verbunden zu ſein pflegt, wohl nicht unbekannt. Die griechiſche ſteht auch hier als die vollkommenſte in der Mitte, und dürfte unter allen am wenigſten an einen beſtimmten philoſophiſchen Sinn gebunden, am meiſten reine Dichtung ſein.

Ueber die Entſtehung und das eigentliche Weſen der Poeſie verbreitet ſich von hier aus ein unerwartetes Licht. Zwar es hat dieſelbe

einen zwiefachen Urſprung; der eine iſt durchaus natürlich, indem das Gefühl bei wilden, wie noch bei gebildeten Menſchen, ſich überall in Geſang aushaucht. Aber es giebt noch einen andern mythiſchen Beſtandtheil der alten Poeſie, der nicht ſo einfach zu erklären iſt; hier kann man nicht ſagen wie bei jener bloßen Naturpoeſie des Gefühls: daß dieß eben ſo überall von ſelbſt und immer wieder von neuem entſtanden ſei, und noch entſtehe; es iſt ein tiefer Zuſammenhang in dieſem alten Gewebe der Fantaſie.

Aus dem immer noch durch den Gedanken des Unendlichen und Göttlichen befruchteten Naturdienſt und Aberglauben, ging zuerſt die Fülle der urſprünglich wilden und rieſenhaften Dichtung hervor; als das ſchöne Licht einer ſanftern und edlern Begeiſtrung hinzukam, ward die rauhe Fabel durch eben dieſe Milderung zur Poeſie. Grade dies iſt auch der Charakter der griechiſchen Dichter, nehmlich derjenigen, die es ganz ſind, in denen die Fülle und Kraft der alten Fabel noch lebendig wirkt, und die Mythologie noch nicht zu einem bloßen Bilderſpiel der Dichterſprache verdunſtet iſt.

Sehen wir nicht blos auf die Form wie die Buchſtabengelehrten und gewöhnlichen Kunſtkenner, ſondern auf den Geiſt, auf das innere Leben; ſo ſind es alle nur Dichter einer Art, mythiſche oder heroiſche Dichter; alle jene unweſentliche Verſchiedenheiten der äuſſern Form verſchwinden, und es iſt im Homer wie im Aeſchylos, im Pindar wie im Sophokles, immer nur jene Verbindung und Verſchmelzung des urſprünglich Wilden und Rieſenhaften mit dem Sanften, was den eigenthümlichen Reiz ihrer Darſtellungen ausmacht; nur in verſchiedenem Verhältniß, in verſchiedenen Stufen Abweichungen, oder Eigenheiten der Härte und der Anmuth.

Dieß, und nur dieß allein iſt eigentlich Poeſie; und alles was in ſpätern Zeiten, wo die Kunſt ſo manches an den urſprünglichen Kern angebildet hat, ſo genannt wird, iſt es nur, weil es einen ähnlichen Geiſt athmet wie jene alte Heldenfabel, oder weil es ſich noch auf ſie bezieht; Anwendung, Entfaltung, oder Nachbildung derſelben iſt. Wäre es nicht zu kühn, nach ſo wenigen Bruchſtücken ſchon eine Vermu-

thung zu wagen, ſo würde ich dafür halten, daß die indiſche Poeſie dieſem ihren eigentlichen Weſen nach, von der ältern griechiſchen ſo ſehr verſchieden nicht ſei; nur daß ſie daſſelbe, wenn ich ſo ſagen darf, nach einem noch größern Maaßſtabe darbietet, indem theils die urſprünglich zum Grunde liegende Fabel ungeheurer und wilder, theils aber auch die ſpätere Milderung noch geiſtig ſanfter und lieblicher, noch ſinnlich und ſittlich ſchöner iſt als ſelbſt in der Anmuth des Pindar und Sophokles.

Der Charakter und der Urſprung auch der bildenden Kunſt bei den Indiern, Aegyptern und ältern Griechen iſt im Ganzen völlig derſelbe wie der der heroiſchen Poeſie; und eben jene Verbindung des rieſenhaft Kühnen und des Sanften, worin das Weſen der alten Poeſie beſteht, iſt auch die eigentliche Bedeutung der plaſtiſchen Schönheit der Griechen, wenigſtens ſo lange als noch Spuren vom großen Styl vorhanden, die alte Erinnerung noch nicht verloſchen, und der Sinn der Kunſt noch nicht verlohren war.

Zweites Kapitel.

Von den älteſten Wanderungen der Völker.

Poeſie, die in jenem Alterthum mit Religion innig verbunden und faſt eins mit ihr war; gewiſſe uns auf den erſten Anblick vielleicht ganz fremde und unerklärliche Ideen, die aber aus der innerſten Tiefe der damaligen Denkart hervorgingen, haben unſtreitig einen ſehr bedeutenden Einfluß auf die älteſten Begebenheiten und Wanderungen der Völker gehabt, wenn gleich der Drang des Bedürfniſſes, und die Lockung des äuſſern Vortheils neben jenen Ideen auch mit gewirkt haben, wie dieß ſelbſt in ſpätern Zeiten mehr als einmal geſchehen iſt. Sind einmal Ackerbau und Städte, die erſten Künſte des Kriegs und des Friedens vorhanden, ſo finden ungefähr eben die Verhältniſſe des Anbaus

und Erwerbs, des Handels und der Eroberung auch im hohen Alterthum Statt, die in der neuern Geſchichte ſo ausſchlieſſend zu herrſchen ſcheinen. Ehe wir aber den Einfluß der Religion auf die Stiftung der indiſchen Kolonien betrachten, müſſen wir zuerſt einige allgemeine Betrachtungen voran ſchicken, über die Art wie man die älteſten Wanderungen der Völker, überhaupt ihre Verſchiedenheit und Entſtehung, zu betrachten hat.

Will man die ganze Mannichfaltigkeit der ſo verſchiedenen Völkerſchaften zum Gegenſtand der Unterſuchung machen, ſo muß man vor's erſte jede willkührliche Vorausſetzung und Meinung über ihren gemeinſchaftlichen Urſprung, und etwanige Urſache der Trennung bei Seite ſezzen, und die Völkerſchaften blos nach den Kennzeichen des höhern oder geringern Alters ſondern, ſo wie der Naturforſcher die Lagen der verſchiedenen Erdarten in den Gebirgen und auf der Oberfläche des feſten Landes, der Natur aufmerkſam folgend ordnet. Das erſte Kennzeichen iſt auch hier die Sprache; mehr aber die innre Structur als der materielle Theil derſel-

ben, die Wurzeln, auf deren oft weitgesuchte Aehnlichkeit man gewöhnlich allein sieht. Das nächste an Wichtigkeit nach der Sprache ist der Gebrauch der Metalle, sowohl des Kupfers und Eisens zum Krieg und Ackerbau, als des Goldes und Silbers zum allgemein geltenden Zeichen des äussern Werths der Dinge; und die Zähmung derjenigen Thiere, die dem Menschen am nützlichsten, und zu jenen Künsten am unentbehrlichsten sind. Doch kann der Umstand, daß sich in Amerika, als es entdeckt ward, die in der alten Welt allgemein verbreiteten dienstbaren Thierarten nicht fanden, noch keinen vollständigen Beweis abgeben, daß die Amerikaner ein eigner von dem asiatischen verschiedener Menschenstamm seien, worauf so manche allen amerikanischen Sprachen gemeinschaftliche Seltsamkeit, so manche sehr auffallende und doch allen diesen Völkern gemeinsame Sitte, und die allgemeine Unbekanntschaft mit dem Gebrauch der Metalle, führen könnte; denn auf den ostindischen Inseln, wo doch Sprache und andre Anzeichen die asiatische Abstammung beweisen, fehlen jene Thierarten gleichfalls; und wenn die fremden asiatischen oder

europäiſchen Ankömmlinge, welche, wie es theils aus chineſiſchen Urkunden hiſtoriſch gewiß, theils der Mexikaner glaubwürdigen Sage gemäß iſt, die beiden Reiche von Peru und Mexiko ſtifteten, dieſe Thierarten nicht mitbrachten, oder die mitgebrachten nicht zu erhalten wußten, ſo konnte ja dieß auch bei den erſten Einwanderern eben ſo der Fall ſein.

Ueberhaupt findet ſich an den öſtlichſten Enden Aſiens ſchon manches mit Amerika übereinſtimmende. Eben ſo kann auch der im innern Afrika weiter verbreitete Gebrauch der Metalle und der dienſtbaren Thierarten noch nicht hinreichen, die aſiatiſche Abſtammung der Negern zu beweiſen, wofern ſich nicht noch andre Gründe finden, um dieß wahrſcheinlich zu machen, und was dieſer Meinung entgegenſteht zu entkräften.

Die phyſiſche Verſchiedenheit der Menſchenſtämme iſt, wenigſtens ſo weit ſie bis jetzt entwikkelt worden, von nicht ſo großer hiſtoriſcher Wichtigkeit. Der merkwürdigſte und größte Unterſchied iſt wohl der, daß die Amerikaner weder im Süden ſo negerartig werden, noch im Norden die Weiße und übrigen Eigenſchaften der Europäer und

Bewohner des westlichen Mittelasiens in dem Grade annehmen, als dieß beim asiatischen Stamm geschieht. Dieß würde also eine größere physische Biegsamkeit und Bildsamkeit zur Abartung vielleicht nicht minder als zur Veredlung bei dem asiatischen Menschenstamm voraussetzen, als bei jenem; da die asiatische Abstammung weißer Stämme in Europa und der schwarzen Bewohner des südlichsten Indiens, so wie der indischen Inseln, durch Sprache und alle mögliche andre Beweisgründe, historisch erwiesen ist.

In diesen Völkerschichten nun sehen wir, wie der Naturforscher im innern Bau der Gebirge, einen Theil der verlohrnen Urgeschichte gleichsam in einem Grundriß vor Augen, der uns hier und da mit der überraschendsten Klarheit anspricht, an andern Stellen aber unverständlich bleibt, weil wir wohl das Allgemeine und den Zusammenhang des Ganzen zu vermuthen und uns zu denken, aber nie die ganze Fülle alles Einzelnen zu errathen vermögen.

Ein andrer für die Aufmerksamkeit des Geschichtforschers fast noch wichtigerer Gegenstand, ist die Mischung der Völker, die vorzüglich im

perſiſchen Reich, längſt dem Gihon und Euphrates am Kaukaſus und in Kleinaſien, überhaupt in dem mittlern weſtlichen Strich jenes alten Welttheiles Statt fand. Wenn es im Kreiſe dieſer Unterſuchung läge, dieſe Sache vollſtändig ins Licht zu ſetzen, ſo würden wir uns zu zeigen bemühen, wie durch Wanderung allein neue Völker entſtehen können; wie nehmlich plötzliche Veränderung des Clima's und des ganzen äuſſern Lebens auch in Sprache und Sitten eine große Revolution hervorbringen müſſe, und wenn einige Miſchung mit Stämmen andern Geſchlechts hinzukömmt, eine wirklich neue Nation daraus werde von ganz eigenthümlichem Charakter und individuellem Gepräge, das, wenn der Moment der Gährung und des Entſtehens einmal vorüber iſt, ſich nun Jahrtauſende faſt unverändert erhalten kann. Es würde ſich alsdenn beſtimmen laſſen, mit welchem Recht Mittelaſien von den Geſchichtforſchern ſo oft als die Mutter und unverſiegliche Quelle immer von dort auswandernder Völker betrachtet und geſchildert worden, und in wiefern und in welchem Sinne dieß wirklich gegründet ſei, da der zweifache Strom der Wanderung,

deren gewöhnlicher und gleichſam natürlicher Lauf faſt immer nach Nordweſten gerichtet war, hier vom Oſten und vom Süden her zuſammentraf, hier alſo die Miſchung am mannichfaltigſten und fruchtbarſten, und dieſer Erdſtrich wirklich die Stätte war, wo von Alters her Nationen entſtanden und ſich bildeten.

Man wird nie eine klare und verſtändliche Anſicht der älteſten Geſchichte erhalten, ſo lange man die Wanderungen der Völker nur als ein Drängen und Stoßen, wie nach blos mechaniſchen Geſetzen betrachtet, ohne zugleich auf die Bedingungen Rückſicht zu nehmen, wodurch ein großer Stamm ſich in mehre kleine theilen, und immer individueller abſondern und entwickeln mag, oder wie auch durch Miſchung aus mehren verſchiedenen Völkern ein drittes ganz neues entſtehen kann, das in Sprache und Charakter eigenthümlich gezeichnet und geartet iſt. Nur durch eine ſolche genetiſche Anſicht kommt Licht in das Chaos von Thatſachen und Ueberlieferungen und wohl oder übel begründeten Meinungen, welches wir alte Geſchichte nennen.

Auch darf man nicht alle Nationen, die wir jetzt in Asien kennen, bei den Alten wieder finden wollen, noch weniger alle diejenigen, deren sie erwähnen, in der heutigen Erdkunde aufsuchen; manche Nationen, die auf solche Weise entstanden, sind auf eben die Art auch wieder von andern verschlungen worden und gänzlich untergegangen, wie wir ja auch in der Sprache der Basken, so wie der Arnauten und Wallachen nur noch schwache Reste und bloße Anzeichen von ehedem vielleicht großen und weitverbreiteten Nationen übrig haben. Andre Nationen dürften jüngern Ursprungs und erst in noch ziemlich neuen Zeiten zu dem, was sie jetzt sind, zusammengewachsen sein.

Drittes Kapitel.

Von den indiſchen Kolonien und der indiſchen Verfaſſung.

Wir haben dieſe Fragen hier nur, ſo weit der Zuſammenhang des Ganzen es forderte, im Vorbeigehen berühren wollen; denn zu unſrer gegenwärtigen Unterſuchung gehört eigentlich nur der dritte Gegenſtand, der das Nachdenken des Forſchers in der älteſten Geſchichte auf ſich zieht; die Verwandtſchaft nemlich der älteſten unter den gebildeten Völkern des Alterthums. Hindeutend auf dieſen Zuſammenhang ſind Religion und Mythologie, erwieſen wird die Verwandtſchaft durch die Sprache, und nächſtdem bietet auch die Architectur, ſo wie wir ſie an den alten ägyptiſchen, perſiſchen und indiſchen Denkmalen bewun-

dern, noch einiges Gemeinſame dar, und iſt eine Beſtätigung mehr für die Einheit des Urſprungs aller aſiatiſchen Bildung; und dieſe letzte iſt doch der eigentliche Gegenſtand und Zweck aller Geſchichte. Von Amerika und von dem ſüdlichen Afrika würde es gar keine Geſchichte geben, wenn alles in demſelben Zuſtande dürftiger Wildheit ſtets verharrt wäre, und wenn nicht auch dieſe Länder von Aſien und Europa aus, manchen Zufluß und Samen höherer Geiſtesthätigkeit, Bildung und Bewegung erhalten hätten.

Wenn wir hingegen bei den aſiatiſchen Völkern ſelbſt im frühſten Alterthum etwas höheres als Wanderungen ohne einen andern Zweck, als den Drang des Bedürfniſſes, wenn wir Einheit und Aehnlichkeit einer tief begründeten Verfaſſung und Denkart bei ihnen wahrnehmen, ſo müſſen wir uns an die Rieſengröße und Feſtigkeit der Bauart in ägyptiſchen und indiſchen Denkmälern, im Gegenſatz der gebrechlichen Kleinheit moderner Gebäude, erinnern, um den Gedanken, daß die größten Reiche und vornehmſten Nationen von einem Stamme ausgegangen, daß ſie Kolonien eines Volkes, wo nicht unmittelbar, doch

mittelbar indiſche Kolonien ſeien, nicht zu ungeheuer zu finden. Die Kolonien der Griechen und Römer erſcheinen im Einzelnen nicht ſehr bedeutend gegen jene alte Größe; und doch, welche wichtige Veränderungen und Wirkungen haben auch dieſe im Ganzen hervorgebracht! —

Freilich braucht die Verbindung nicht immer unmittelbar geweſen zu ſein; durch wie viele jetzt verlohrne Zwiſchenglieder mag die Lehre von der Seelenwandrung gegangen ſein, ehe ſie von Indien aus bis zu den Druiden des alten Galliens gelangte? Wenn wir noch in Peru einen Königsſtamm der Sonnenkinder, ein altes Reich auf die Verehrung des Sonnengottes gegründet, und ſo manche andre indiſche Spuren finden, ſo würden wir, wenn uns die chineſiſchen Geſchichtsbücher nicht einigen Aufſchluß darüber gäben, Vermuthungen auf Vermuthungen bauen, wie alles dieß ſich ſo weit hieher verlieren konnte.

Die Stärke der Bevölkerung bei den abgeſtammten Nationen, beſonders der germaniſchen und perſiſchen, darf dabei am wenigſten Schwierigkeit machen. Wenn die Anzahl der ſämtlichen Slaven, nach den Angaben der Geographen, die

freilich meiſtens andre Geſichtspunkte haben als die Stammverſchiedenheit, mit Inbegriff aller in der Türkei und in Deutſchland zerſtreuten, eher über als unter funfzig Millionen ſein dürfte, wenn auch die der Germanen nah an vierzig angeſchlagen werden möchte, auch ohne noch die nicht celtiſch redenden Bewohner Engellands und die Engelländer in Nordamerika hinzu zu rechnen, ſo iſt keinesweges nothwendig anzunehmen, daß der urſprüngliche Stamm das gewöhnliche Maaß einer großen wandernden Horde überſtiegen habe, wie wir deren mehre noch ziemlich hiſtoriſch genau kennen; da auſſer dem allmäligen Anwachs, der oft vielleicht durch die Verbreitung und Zerſtreuung noch befördert ward, ganze kleinere Stämme und Völker beim erſten Entſtehen von dem herrſchenden verſchlungen und ihm einverleibt wurden.

Bedenke man nur, wie ſich die lateiniſche Sprache, anfangs nur dem mittlern Italien eigen, da im Norden Celten, im Süden Griechen wohnten, von dieſem kleinen Fleck aus, faſt über den ganzen Erdkreis verbreitet hat. Noch in ihren Töchtern, den romaniſchen Sprachen, herrſcht ſie faſt in allen Welttheilen; das Italiäniſche iſt die Handels-

ſprache des Morgenlandes, wie das Portugieſiſche der afrikaniſchen und aller indiſchen Küſten; das Spaniſche iſt die Sprache des größten Theils der neuen Welt geworden; des geſellſchaftlichen Einfluſſes der franzöſiſchen Sprache, des Gebrauchs der ausgeſtorbenen lateiniſchen zur Gelehrſamkeit und in mehren Ländern noch jetzt zur Unterredung und zur Religion, (wie das Samſkrit, oder wenigſtens einzelne Formeln deſſelben in Siam und Thibet liturgiſch gebraucht werden), der beträchtlichen römiſchen Einmiſchungen endlich in der engliſchen, deutſchen und wallachiſchen Sprache gar nicht zu erwähnen. So weit hat ein anfangs wenig zahlreiches Volk noch nach zwei Jahrtauſenden ſeinen Einfluß und ſeine Sprache verbreitet, deſſen eigentliche Herrſchaft doch, da ſie am ſtärkſten war, wohl nur ſelten die Bevölkerung des ganzen Indiens überſtiegen hat. Denn das darf nicht überſehen werden, daß Indien eins der volkreichſten Länder immer geweſen und auch noch gegenwärtig nach ſo vielen zerſtörenden Revolutionen der lezten Jahrhunderte, bei allgemeinem Verfall und hartem Druck es geblieben iſt. Wie leicht mochte alſo in den Zeiten des alten

Wohlſtandes der Ueberfluß ſelbſt die Auswanderung zum Bedürfniß machen!

Faſt noch weiter und ungleich ſchneller als die Römer haben die Araber durch Eroberungen, Handel und Kolonien ihren Einfluß und ihre Sprache über einen großen Theil von Aſien, den ganzen Norden, die Küſten und bis tief in das Innre Afrikas, ja bis auf die entlegenen indiſchen Inſeln verbreitet, wo unſre Geſchichte oft nicht zureicht, zu erklären, wie das Arabiſche, was wir daſelbſt in Sprache und ſonſt unläugbar finden, in ſo ferne Gegenden gekommen ſei. Kann etwas ähnliches nicht auch zu einer viel frühern Zeit in Rückſicht der Indier Statt gefunden haben, wenn gleich ſie niemals eigentliche Eroberer waren? Wir haben Grund genug, es zu behaupten, und können wenigſtens im Allgemeinen nachweiſen, wie es möglich war.

Was die weite Entfernung der Römer und Griechen und noch mehr der germaniſchen Völkerſchaften von dem Mutterlande betrifft, ſo ſind ſchon im erſten Buche einige Sprachen und Völker, die mit jener Familie in einer geringeren aber doch noch in einiger Verwandtſchaft ſtehen,

als Mittelglieder angeführt worden; dazu kommt, daß der Norden der westlichen Halbinsel Indiens, bis an die Grenzen von Persien und Turkhind, von den ältesten Zeiten an der Sitz der indischen Bildung nicht nur, sondern auch der mächtigsten Reiche und Dynastien war.

Auch waren die Kolonien nicht immer zugleich Auswanderungen; eine geringe Anzahl konnte oft hinreichend sein, eine solche Kolonie zu stiften, wenn es nicht blos Eroberer und Krieger, sondern die Einsichtsvollsten jener Zeit, wenn es Priester waren, die irgend eine Ursache hatten, ihr Vaterland zu verlassen, und unter wilde Völker zu gehen, um sie zu bilden und zu beherrschen. Der Irrthum führt oft einen eben so starken Bekehrungseifer mit sich als die Wahrheit, wo sich die Absichten eigennütziger Herrschsucht um so besser anschliessen können. So wie an der persischen Auswanderung der Kriegerstand und Adel wohl den größten Antheil genommen haben mag, so trägt dagegen Aegypten ganz das Ansehn einer solchen Priesterkolonie. Daß es nur das und nicht zugleich Auswanderung war, beweist der so gar nicht indische Charakter der koptischen

Sprache; ſei es nun, daß dieſe Prieſter aus dem Mutterlande ſelbſt unmittelbar dahin gekommen, was nicht undenkbar iſt, oder daß ſüdlich von Aegypten ein älteres gebildetes Aethiopien geweſen ſei, und die ägyptiſche Bildung erſt von daher abgeleitet worden.

Daß noch ganz andre Urſachen und Bewegungsgründe zur Auswanderung mitgewirkt haben möchten, als der bloße Andrang einer überſtrömenden Bevölkerung, iſt ſchon früher angedeutet worden. Wir wollen nur eines erwähnen. Welche unüberſehliche und ungeheure Veränderung und Zerſtörung mußte nicht das erſte Verbrechen, Mord und Krieg, der erſte beſtimmte Abfall von Gott, in dem Bewußtſein des Menſchen hervorbringen? Angſt und wüſte Begierde war die gewiſſe Folge; und was zuvor ein ſtilles Sinnen, ein ruhiges Denken und unmittelbares Schauen geweſen war, ward nun wilde Einbildung, Schreckniß und Lüge. Was mußte nicht alles vorgehen, ehe das gottbefreundete Weſen ſich entſchlieſſen mochte, am Leichnam ermordeter Thiere eine greuelvolle Nahrung zu ſuchen? Der Abſcheu der Brahminen vor thieriſcher Nahrung hat ein ſo altes

Gepräge, daß er wohl als ein übrig gebliebenes Erbtheil des früheſten Zuſtandes angeſehen werden könnte. Hat nicht dieſelbe innre Furcht, die den Gefallnen antrieb, in den Eingeweiden des Opferthiers nach dunkeln Anzeichen bevorſtehenden Unheils angſtvoll zu forſchen, und aus dem Innern der Erde die Metalle hervorzureiſſen, in denen er, noch nah an der Zeit, da man das Weſen der Naturdinge unmittelbar in Gott erblickte und begriff, bald die irdiſchen Geſtirne und Lenker ſeines künftigen Geſchicks, die Mittel friedlicher Nahrung, aber auch die Werkzeuge neuer Verbrechen und Kriege erkannte; hat nicht eben dieſe Unruhe den fliehenden, gleich dem erſten mit Blut gezeichneten Mörder, noch weiter verfolgt und bis an die äuſſerſten Enden der Erde umher getrieben? — Doch wir wollen uns hier nicht auf ſolche Thatſachen gründen, für die es wohl eine andre aber keine eigentlich hiſtoriſche Gewißheit geben kann, weil ſie älter ſind als alle Geſchichte, die erſt dann entſtehen konnte, nachdem jene erſchreckte Einbildungskraft, wovon wir in den älteſten Denkmalen des menſchlichen

Geiſtes noch ſo viele Spuren finden, bis zur Erinnrung gemildert und beruhigt war.

Ein Denkmal für die früheſte Geſchichte Indiens haben wir, was zuverläſſiger und älter iſt als alle, die in Worten abgefaßt und durch Schrift erhalten ſind; dieſes iſt die indiſche Verfaſſung ſelbſt. Konnte eine für die niedern Stände ſo harte Verfaſſung wohl anders als durch Gewalt und eine Zeit des Kampfs eingeführt werden, deſſen Schwankungen und Gährungen zahlreiche Stämme zur Auswanderung zwingen und bewegen konnten und mußten? Durch die Miſchung ſolcher aus dem Mutterlande fliehenden Stämme mit wilden Völkerſchaften lieſſe ſich die entferntere Annäherung und Verwandtſchaft der ſlaviſchen an die Familie der edlen Sprachen erklären. Doch brauchten es nicht bloß unterdrückte zu ſein, die da flohen; andre konnten bloß, weil ſie das Verderben und die Zerrüttung, die der Einführung einer ſolchen Verfaſſung nothwendig vorhergegangen ſein müſſen, verabſcheuten und rein geblieben waren, gleichfalls fliehen, um ſich in weiter Ferne noch

unbefleckte Wohnsitze zu suchen und dort der alten Frömmigkeit getreu zu leben.

Aber nicht bloß die erste Einführung der indischen Verfassung mußte Zeiten der Unruhe und Gährung mit sich führen; auch in ihr selbst lagen Keime genug zum Zwiespalt und zum innern Krieg. Zwar seit Alexander bietet uns die indische Geschichte fast nichts dar, als eine Reihe von Unterjochungen durch ausländische Sieger und eine Reihe innrer Revolutionen, die aber mehr ein bloßer Wechsel der Herrscher und der Dynastien waren, als eine wesentliche Veränderung der Verfassung selbst herbeiführten. Die einzigen Buddhisten machen eine Ausnahme, die wohl nicht so der Lehre als der Verfassung wegen, weil sie die Eintheilung der Stände antasteten und den erblichen Unterschied derselben aufheben wollten, verfolgt und vertrieben wurden; doch ward die Verbreitung ihrer Lehre in die nah gelegnen großen Länder nicht durch eine förmliche Auswanderung, sondern mehr nur durch einzelne Missionen bewirkt. In früheren Zeiten aber, ehe die Verfassung so fest und zu einer andern Natur geworden war, mußte es noch

gröſsere Unruhen und Veränderungen geben. Auch, nachdem die unbezwingliche Uebermacht des erblichen Prieſterſtandes einmal entſchieden war, blieb dem Kriegerſtande deſto freierer Spielraum zu einzelnen Fehden unter ſich, die der Verfaſſung ja doch keinen weſentlichen Eintrag thun konnten. Und wovon handelt eine der älteſten indiſchen Dichterſagen im Mohabharot anders als von dem groſsen Bürgerkriege zweier verwandten uralten göttlichen Königs- und Heldenſtämme? Ehe ſich aber die Kſhetrya's, die urſprünglich derſelben Abkunft waren, von den erblichen Prieſtern abſonderten, und das Verhältniſs der beiden Stände ganz ſo beſtimmt ward, wie es nachher blieb, muſste mancher harte Kampf und manche Erſchütterung vorangehn. Nicht umſonſt wird vom Pocosramo gerühmt, daſs er die böſen Könige vertilgt, den verwilderten Adel beſtraft und ſeine Macht beſchränkt habe.

In den Stammverzeichniſſen der Indier wird nicht ſelten von einem oder dem andern Geſchlecht bemerkt, daſs ſie ausgeartet und Barbaren — Mlecha's — geworden, d. h. zu an-

dern für wild gehaltnen Völkern ausgewandert und übergetreten ſeien. Monu's Geſetzbuch (X, 43—45.) nennt uns eine ganze Reihe ſolcher verwilderter und barbariſch gewordner Kſhetryaſtämme, unter denen wir die Nahmen mehrer großen und berühmten Nationen wieder finden; die Sakas, die Chinas und die Pahlavas; dieſes ſind wohl die alten Pehlvans oder Meder, von deren Sprache das Pehlvi ein obgleich entſtelltes Ueberbleibſel ſein mag; zu welchem Volksſtamme dem Nahmen nach auch die Paphlagoner gerechnet werden könnten. Ferner die Yavaner; wenn dieſe, wie behaupt wird *), in den Puranas mehr als eine dem ſinnlichen Naturdienſt ergebne Secte geſchildert werden, die auch der Religion wegen Kriege geführt haben, ſo ſtreitet dieß doch damit, daß ſie hier unter den übrigen verwilderten Kſhetryas aufgeführt werden, eigentlich nicht, da beides mit einander beſtehen kann.

---

*) Nach Stellen bei Wilford, der in eignen Vermuthungen oft ſehr gewagt, wo er aber bloß citirt und überſetzt, bei ſeiner Kenntniß der Sprache zuverläſſig iſt.

Wir müßten freilich erſt mehr Urkunden haben, um zu prüfen was in den indiſchen Büchern von Religionskriegen aus uralten Zeiten vorkömmt. An ſich aber iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ſchon ſehr frühe, was ſpäter bei Gelegenheit der Buddhiſten, geſchehen ſein mag, da die Neuerung zu ſehr auch die alte Verfaſſung berührte, als daß ſie ohne Krieg hätte vorübergehen können. Stoff genug zu Unruhen und Zwieſpalt enthielt die große Verſchiedenheit der Secten und Denkarten, die in Indien ehedem geherrſcht haben, von denen allen das heutige Syſtem, welches ſie nur in eine erträgliche Vereinigung zu bringen ſuchte, noch Spuren enthält. Der gegenſeitige Religionshaß der Perſer und Aegypter könnte allein hinreichen, um die gewöhnliche Meinung, daß der Polytheismus der alten Welt durchaus tolerant ſei, zu widerlegen. Wenn die Geringſchätzung der Anhänger einer intellektuellen Religion, wie die perſiſche war, gegen den polytheiſtiſchen Aberglauben oft in gewaltſame Bekehrungsſucht übergeht, wie beim Kambyſes, ſo erzeugt der mythiſche Volksglaube gegen die, welche ſich abſondern und höher er-

leuchtet dünken, oft einen Haß voll Erbittrung, wie bei den ſyriſchen Griechen gegen die Juden. In Indien waren beide ſtreitende Elemente, deren Kampf von jeher ſo viele große Religionskriege bis auf die neueſten Zeiten hervorgebracht hat, ſchon vor Alters beiſammen; aber gewiß nicht immer ſo friedlich als jetzt, da alles lange geſchwächt und das ganz unverträgliche ſo oft ſchon ausgeſtoßen worden iſt, oder ſich ſelbſt freiwillig abgeſondert hat.

Wenn es gegründet iſt, daß unter den Yavanern der indiſchen Bücher mehre weſtlich gewanderte, dem ſinnlichen Naturdienſt ergebne, Völker zu verſtehen ſind, ſo müſſen wir vielleicht längſt dem Euphrat und Tigris herauf durch Phönicien und Klein-Aſien den Weg ſuchen, auf welchem altaſiatiſche Stämme, und mit ihnen indiſche Sprache und Vorſtellungen ſich bis nach Griechenland und das mittlere und untere Italien verbreitet haben. Geſetzt auch, was noch gar nicht erwieſen iſt, daß Babylon und das umher liegende Hauptland in den älteſten Zeiten ſchon von einem ſyriſch redenden Volke bewohnt ward; ſo war doch gewiß ſo frühe als hier ein

großes Reich war, dieſes eben wie auch ſpäter aus ſehr verſchiednen Völkern zuſammengeſetzt. Phrygien, ein von Babylon abhängiger Lehnſtaat, giebt ſchon ein Mittelglied mehr; da wohl kein Geſchichtskundiger mit den Alten, die ſich ſo gern zu Autochthonen machten, die zahlreichen Hellenen in Klein-Aſien erſt aus Europa wird ableiten wollen. Zwar ſind in ſpätern Zeiten unſtreitig viele dieſes Weges wieder nach Aſien gekommen, wie vielleicht bei jeder großen Wandrung einzelne Helden und Kriegsheere oder auch friedliche Anpflanzer denſelben bekannten Weg, den ſie gekommen waren, auch wieder zurückwanderten. Denn die großen Wanderungen geſchahen faſt immer allmälig, faſt immer blieb noch Verkehr und gegenſeitige Kundſchaft zwiſchen denen in der Ferne und den Zurückgebliebenen, bis die weite Entlegenheit und noch mehr die Länge der Zeit die allmälig Entfremdeten für immer ſo ganz trennte, daß oft beide Theile bei einem ſpätern Wiederbegegnen über die unläugbaren Beweiſe einer gemeinſamen Abkunft gleich ſehr erſtaunten.

Wie manches Königs- und Heldengeſchlecht in Hellas und Italien ward nicht aus Klein-Aſien hergeleitet! Babylon, oder wie man ſonſt das große alte Reich am Euphrates und Tigris nennen will, das noch vor den Perſern ſeine Herrſchaft bis tief in Klein-Aſien hinein erſtreckte, war, was es ſeiner ganzen Lage nach ſein mußte, eine Seemacht *); und auch die Hellenen waren ſchon in den älteſten Zeiten ein ſeefahrendes Volk. Daß die italiſchen Völkerſchaften des mittleren Landes, die mit den Lateinern von gleicher Abkunft waren, zur See gekommen ſeien, beweißt die ganze Lage der verſchiedenartigen Völkerſchaften in Italien, denn wenn ſie zu Lande etwa über die carniſchen Alpen durch Venetien ihren Weg genommen hätten, ſo müßten bei einer ſolchen Einwanderung mehr Spuren dieſes Weges im nördlichen Theile Italiens übrig geblieben ſein.

---

*) Was über die Waſſerbaukunſt der Babylonier und andres dahin gehörige bei den Alten vorkommt, findet ſich zuſammengeſtellt in Heerens Ideen über den Handel der alten Welt u. ſ. w.

Von der indiſchen Verfaſſung finden ſich bei den älteſten Römern vielleicht bei genauer Anſicht noch mehr Ueberbleibſel als man beim erſten Blick denken ſollte. Die Patricier, die ausſchlieſſend das Recht der Augurien hatten, waren wohl urſprünglich nichts anders als der erbliche Prieſterſtand; und nur dadurch, daß dieſer auch den Krieg übte und die Rechte des Kriegesſtandes mit an ſich riß, ward der eigentliche Adel (die equites) zurückgedrängt, bis die Alleinherrſchaft dieſes übermächtigen kriegriſchen Prieſteradels den Widerſtand des Volks aufreizte und jener Kampf begann, der uns noch jetzt in den alten Geſchichten ſo lebhaft anzieht.

Wenn die Griechen Alexanders eigentliche Republiken bei den Indiern zu finden glaubten, ſo dürfen wir dieſes doch wohl ſchwerlich nach der Weiſe der helleniſchen, phöniciſchen oder italiſchen Freiſtaaten verſtehen. Die Griechen hatten keinen Begriff von einer ſtändiſchen Verfaſſung, wie es die indiſche von Alters her war; noch von einem auf unverletzlich heilige ſtändiſche Rechte gegründeten, geſetzlichen und freien Königthum; ſie werden alſo nach ihrer Weiſe

für isolirte Freistaaten gehalten haben, was nur dem größern Ganzen einverleibte selbstständige Glieder desselben waren. Nur das eine ist in der Verwirrung der ältesten indischen Geschichte klar, daß es schon damals große Monarchien in Indien gab, obgleich ständische, durch die erblichen Rechte der Priester und des Adels vielfach beschränkte. Auch bei den von Indien abstammenden Nationen und Kolonien dürfte die republikanische Verfassung erst später entstanden, die monarchische in den ältesten Zeiten die herrschende gewesen sein, besonders wo der Kriegs- und Adelstand den größten Antheil an der Bildung des Ganzen hatte, wie in Persien. Merkwürdig bleibt es immer, daß die geschichtlichen Urkunden des westlichen Asiens, wie die Dichtersagen des an Asien gränzenden südöstlichen Europas, beide mit Erzählungen von einer uralten Königs-Burg, einem herrlichen Reiche beginnen, dessen durch Ueppigkeit und Uebermuth erfolgte Zerstörung, zur Zerstreuung der Stämme und Völker, zu vielen Abentheuern und auch zur Stiftung mancher kleinern und neuern Staaten Gelegenheit gegeben habe. Hat die Sage vom

trojaniſchen Kriege einen hiſtoriſchen Sinn, wie ihr altes Gepräge vermuthen läßt, ſo ſind wir berechtigt, ſie aus der helleniſchen Beſchränktheit heraus zu rücken, und an die größere aſiatiſche Ueberlieferung anzuknüpfen. Daß Namen von Orten, Bergen oder Städten, die in der Sage eine große Stelle einnehmen, im Verlauf der Zeiten mit dem Fortrücken der Sage und des Volkes ſelbſt, oft noch weiter, immer näher und mehr weſtlich gerückt worden ſein, iſt zu bekannt als daß es der Beiſpiele bedürfte.

Es darf wohl kaum erinnert werden, daß alle dieſe Bemerkungen nichts weiter ſollen, als nur ungefähr die Ausſicht eröffnen, wie fruchtbar das indiſche Studium auch an hiſtoriſchen Folgerungen ſein dürfte. Manches Einzelne in der älteſten Völkergeſchichte Aſiens wird ſich erſt ganz feſt entſcheiden, ein vollſtändiges Bild des Ganzen erſt dann entwerfen laſſen, wenn noch mehre Hülfsmittel gegeben ſind; beſonders eine kritiſche Bearbeitung der eigenthümlichen indiſchen Erdkunde aus den Quellen, die vielleicht auch noch in anderer Rückſicht ſehr lehrreich ſein würde, und eine vollſtändige Ueberſetzung des

Skondopurano, der für Geſchichte unter allen Puranas am meiſten enthalten ſoll. Indeſſen läßt ſich doch ſchon aus dem wenigen, was wir bis jetzt haben, vieles erklären und aufhellen, und oft grade was das ſchwerſte und befremdendſte ſcheint. So kann z. B. wohl nichts ſo viel Zweifel erregen, als wie eine Völkerſchaft aus dem fruchtbarſten und geſegnetſten Erdſtriche Aſiens bis in den äuſſerſten ſkandinaviſchen Norden hinauf habe wandern mögen; denn ſie immer wieder durch andre Horden hinauf drängen zu laſſen, dürfte beſonders bei einem ſo zahlreichen Stamm, wie der der germaniſchen Völker war, eine Erklärung ſein, wobei der Geſchichtskundige ſich wohl ſchwerlich befriedigen möchte. In der indiſchen Mythologie findet ſich etwas, was dieſe Richtung nach Norden vollkommen erklären kann; es iſt die Sage von dem wunderbaren Berg Meru, wo Kuvero, der Gott des Reichthums, thront. Mag nun dieſer Begriff aus einer misverſtandenen Ueberlieferung, oder aus was immer für einer dunklen Naturanſicht und Naturaberglauben entſtanden ſein; genug, dieſe hohe Verehrung des Nordens,

und des heiligen Berges im Norden iſt da, und ſie iſt nicht blos eine Nebenſache in dem ganzen Syſtem der indiſchen Denkart, ſondern ein überall wiederkehrender allen ihren Dichtungen tief eingeprägter Lieblingsbegriff. Es wäre nicht das erſte und nicht das einzige Mal, daß dichteriſche Sagen und alte Geſänge, tief im innigſten Gefühl und Glauben mit Religion verwebt, auf die Züge und Abentheuer der Helden mehr Einfluß gehabt haben, als diejenigen glauben möchten, die von der Geſchichte nur die Politik kennen.

Geſetzt alſo, nicht bloß der äuſſere Drang der Noth, ſondern irgend ein wunderbarer Begriff von der hohen Würde und Herrlichkeit des Nordens, wie wir ihn in den indiſchen Sagen überall verbreitet finden, habe ſie nordwärts geführt, ſo würde ſich der Weg der Germaniſchen Stämme von Turkhind längſt dem Gihon bis zur Nordſeite des caſpiſchen Meers und des Kaukaſus leicht nachweiſen laſſen; ob ſie aber von da aus vorzüglich mehr die Gebirge aufgeſucht und ſich da angeſiedelt, oder ob ſie mehr den großen Strömen nachgegangen ſeien, wie

die alten asiatischen Nationen dasselbe Leben an einem weitherrschenden Flusse, wie am Ganges so auch am Nil und Euphrat, überall wieder suchten; diese für unsre vaterländische Geschichte sehr wichtige Frage weiter zu verfolgen, ist hier der Ort nicht.

Viertes Kapitel.

Vom orientaliſchen und indiſchen Studium überhaupt, und deſſen Werth und Zweck.

Nachdem wir die Fruchtbarkeit des indiſchen Studiums für Sprachforſchung, Philoſophie und alte Geſchichte gezeigt und angedeutet haben, bliebe nichts mehr übrig als noch das Verhältniß der orientaliſchen Denkart überhaupt zur europäiſchen zu beſtimmen, und den Einfluß darzuſtellen, welchen die erſte auf die letztere gehabt hat oder haben ſoll, um auch von dieſer Seite die Wichtigkeit des indiſchen Studiums deutlich zu machen, welches der Zweck dieſer ganzen Abhandlung war.

Da die heilige Schrift das eigentliche Band geworden iſt, wodurch auch die europäiſche Denkart und Bildung an das orientaliſche Alterthum ſich anknüpft, ſo iſt hier der ſchicklichſte Ort, das Verhältniß des indiſchen Alterthums zur moſaiſchen Urkunde und überhaupt zur Offenbarung zu berühren; ein Gegenſtand, den wir bei dem hiſtoriſchen Theil bis jetzt abſichtlich vermieden haben, um den Leſer nicht auf den unſichern Ocean ſo verſchiedener Auslegungen und Hypotheſen zu führen, die nur allein über den Stammbaum der Noachiden und die wahre Lage des Paradieſes ſich in faſt zahlloſer Menge, eine über die andre wälzen. Die kritiſche Sichtung ſo vieler Meinungen würde eine eigne ausführliche Behandlung erfordert haben, die wir andern überlaſſen.

Eins zwar, was für die Religion das weſentlichſte und allein zu wiſſen nothwendig iſt, ſagt uns die moſaiſche Urkunde in ſolcher Klarheit, daß noch keine Auslegung es hat verdunkeln mögen: daß der Menſch nach Gottes Bilde erſchaffen ſei, daß er aber die Seligkeit und das reine Licht, deſſen er ſich anfangs erfreute, durch eigne Schuld

verlohren habe. Wenn die mosaische Urkunde in dem Verfolg ihres ältesten geschichtlichen Theils zwar nicht immer ausführlich erzählt, (denn zur Befriedigung bloßer Wißbegier und zum historischen Unterricht ward sie nicht gegeben) aber doch bedeutend auf die Wege und Punkte hinweist, wie ein Strahl des ursprünglichen Lichtes, da die Nacht der Sünde und des Aberglaubens alle Welt umher bedeckte, dennoch durch göttliche Fügung sei gerettet und erhalten worden; so zeigen uns die indischen Urkunden die Entstehung des Irrthums, die ersten Ausgeburten, deren der Geist immer mehrere ergrübelte und erdichtete, nachdem er einmal die Einfalt der göttlichen Erkenntniß verlassen und verlohren hatte, von der aber mitten in Aberglauben und Nacht noch so herrliche Lichtspuren übrig geblieben sind.

Der Gegensatz des Irrthums zeigt uns die Wahrheit in einem neuen noch hellern Lichte, und überhaupt ist die Geschichte der ältesten Philosophie, d. h. der orientalischen Denkart, der schönste und lehrreichste äussere Commentar für die heilige Schrift. So wird es z. B. denjenigen, der die Religionssysteme der ältesten Völker Asiens kennt,

nicht befremden, daß die Lehre von der Dreieinigkeit, beſonders aber von der Unſterblichkeit der Seele im alten Teſtamente mehr angedeutet und nur berührt, als ausführlich und ausdrücklich entwickelt, und als Grundſäulen der Lehre aufgeſtellt werden. Der Meinung, daß Moſes, er dem alle Weisheit der Aegypter bekannt war, von dieſen bei den gebildetſten Völker des alten Aſiens allgemein verbreiteten Lehren nicht gewußt haben ſollte, wird man wohl ſchwerlich irgend eine auch nur hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit geben können. Sehen wir aber, wie bei den Indiern z. B. grade an die hohe Wahrheit von der Unſterblichkeit der Seele der meiſte und gröbſte Aberglauben ſich feſt und faſt unabtrennlich angeſchloſſen hatte, ſo erklärt ſich daraus das Verfahren des göttlichen Geſetzgebers auch in äuſſerer Rückſicht.

Mancher unbillige Vorwurf, da man es den Propheten Gottes bei den Hebräern als Beſchränktheit auslegt, daß ſie, alles andre ſtreng verwerfend, ihre Lehre und ihr Volk ſo hart abſonderten, würde von ſelbſt weggefallen ſein, wenn man gewußt hätte, ſich in den Zuſtand der orientaliſchen Völker der damaligen Zeit zu ver-

ſetzen. Man ſtelle es ſich vor Augen, wie damals bei den gebildetſten und weiſeſten Völkern überall noch einzelne Spuren des göttlichen Lichtes vorhanden waren, aber alles entſtellt und entartet, *) und oft grade das Edelſte auch bei Perſern und Indiern am übelſten angewandt und misdeutet; und man wird es begreifen, wie nothwendig jene Strenge und Abſonderung, wie natürlich der Eifer jener Männer nur auf das Eine, alles andre bei Seite ſetzend, gerichtet ſein mußte, daß doch nur ja das koſtbare Kleinod der göttlichen Wahrheit nicht vollends untergehe, daß es rein und unverderbt erhalten werde. Daß manchen einzelnen Iſraeliten Jehova nichts als ein bloßer Nationalgott war, mag ſein; daß aber die Propheten und göttlichen Lehrer ſelbſt es ſo gemeint, wird man nirgend zeigen können, man müßte

*) Herrliche Winke darüber finden ſich in Herders älteſter Urkunde des Menſchengeſchlechts. Nur daß ich jeden trüben Strom entarteter Myſtik nicht ſo unmittelbar aus dem reinen Quell göttlicher Offenbarung herleiten möchte. Sonſt aber weht die Fülle des orientaliſchen Geiſtes in dieſem Werke, wie in mehren der frühern theologiſchen Schriften Herders. —

denn die Lehre von dem unmittelbaren, nähern und besondern Verhältniß mit der Vorsehung, in welches der Mensch durch den Glauben treten kann und in der Kirche wirklich tritt, die Hauptlehre des Christenthums, so ganz verkennen, daß man sie mit jenem Irrthum verwechselte, der den Vorwurf der angeblichen jüdischen Beschränktheit des alten Testaments begründen soll.

Mit dem Christenthum hat die Religion des Fo in einigen Stücken der Lehre und selbst der äussern Einrichtung eine auffallende, aber dennoch falsche Aehnlichkeit. Das Einzelne stimmt oft sonderbar überein, aber es ist alles entstellt und verzerrt, alles hat ein andres Verhältniß und einen andern Sinn; es ist die Aehnlichkeit des Affen mit dem Menschen. Von ganz andrer und höherer Art ist jene, gewiß auch dem Leser bei der Uebersicht der orientalischen Systeme im zweiten Buch bemerklich gewordne, Verwandtschaft und Aehnlichkeit, besonders der persischen Religion des Lichtes und der Lehre vom Kampf des Guten und Bösen, mit der heiligen Schrift sowohl des alten als des neuen Bundes. Eben daß man diesen Spuren zu ausschliessend folgte, die ächte oder

gar unächte Aehnlichkeit für völlige Gleichheit nahm, ist oftmals Ursache abweichender Irrthümer, wie beim Manes und andern, geworden. Von dem, was bei den Persern jener Lehre irriges beigemischt war, findet sich in den heiligen Schriften nichts; was sie lehren, ist nicht System, sondern aus göttlicher Offenbarung, die durch innere Erleuchtung ergriffen und verstanden wird, leiten sie die Erkenntniß des Wahren her.

Es könnte aber doch die Vergleichung mit der theils wirklich, theils scheinbar so verwandten Denkart dazu dienen, es sogar historisch und ganz äusserlich zu zeigen, daß nur eine und dieselbe Ansicht, im alten Testamente wie im neuen, durch das Ganze hingehe und herrsche; nur das was dort blos angedeutet und vorgebildet wird, hier in vollem Glanze erscheint. Es dürfte daher die alte christliche Erklärungsart des alten Testaments die einzige richtige sein, und als solche durch eine vollständige Kenntniß der Geschichte des orientalischen Geistes auch von aussen bestätigt werden. Es ist dieß sogar blos aus dem Gesichtspunkte der Kritik angesehen, ganz deutlich; es würde selbst dann gelten, wenn man die Lehre der Schrift

für nichts mehr hielte, als für eine der orientalischen Denkarten, gewiß in diesem Falle, von allen die erhabenste und tiefsinnigste. Denn wie läßt sich wohl ein Werk verstehen und erklären, als nach der Denkart, die ihm zum Grunde liegt? und wo kann wohl diese Denkart selbst ergriffen werden, als da, wo sie ganz ausgesprochen worden, und in vollkommner Klarheit erscheint? Daß dieß im neuen Testamente geschehe, wird jeder zugeben, der es nur nach unbefangener Kritik, mit der unvollkommnen Andeutung des alten, oder mit dem zum Theil irrigen persischen System zusammenhalten will. Daher kann der Sinn des alten Testamentes durch keine bloße Exegese aufgeschlossen werden, wenn dieselbe auch an Sprach- und andrer Nebengelehrsamkeit alle Meister des Talmud überträfe, wo nicht das Licht des Evangeliums hinzukommt, um das Dunkel zu erhellen. *) Spuren der Wahrheit, einzelne Spuren

*) Ein vortreffliches Beispiel dieser ältern Erklärungsart ist in der Geschichte der Religion Jesu von Fr. L. Grafen zu Stollberg aufgestellt; einem Werke, worin die ruhige Kraft, der immer gleiche Ernst und jene schöne Klarheit herrscht, die nur da hervortritt, wo die höchste

göttlicher Wahrheit finden sich überall, besonders in den ältesten orientalischen Systemen; den Zusammenhang des Ganzen aber und die sichre Absonderung des beigemischten Irrthums wird wohl niemand finden, ausser durch das Christenthum, welches allein Aufschluß giebt über die Wahrheit und Erkenntniß, die höher ist, als alles Wissen und Wähnen der Vernunft.

Wir betrachten nunmehr mit einigen Worten den Einfluß, welchen die orientalische Philosophie, von der wohl gewiß ein bedeutender und nicht der schlechteste Theil indischen Ursprungs ist, auf die europäische gehabt hat. Sehr groß war dieser Einfluß von jeher, obgleich vielleicht kein einziges orientalisches System ganz rein nach Europa gelangt ist, und die Griechen eben so wohl als die Neuern alles, was sie von daher annahmen, sich selbstthätig aneigneten, und auf mannichfache Art umgebildet und verändert haben.

Aber wir müssen einen Begriff von dem Gange und eigenthümlichen Charakter der euro-

---

Erkenntniß zugleich das tiefste und lauterste Gefühl und Seele des Lebens geworden ist.

päiſchen Philoſophie voranſchicken, ehe wir den Einfluß der orientaliſchen Ideen auf dieſelbe deutlich machen können. Beim erſten Aufſchwunge der noch ungeſchwächten Geiſteskraft iſt die europäiſche Philoſophie überall Idealismus, worunter wir nicht blos die Lehre von der Ichheit oder von der Nichtigkeit des äuſſern Scheins verſtehen, ſondern jede Philoſophie, die von dem Begriffe der ſelbſtthätigen Kraft und lebendiger Wirkſamkeit ausgeht, alſo auch das Syſtem der Stoiker, des Ariſtoteles und mancher von den noch ältern Griechen. Wenn der Begriff des Unendlichen noch vorhanden, die Kunde der alten Offenbarung aber ſchon verlohren iſt, was iſt natürlicher, als daß der Menſch alles aus ſich ſelbſt zu nehmen glaubt, alles auf eigne Kraft und Vernunft gründen will? Alle die höhern Begriffe, die ihn in Sprache und Religion, in alten Gedichten und Sagen von Kindheit an umgeben und unbewußt angeregt haben, hält er nun für ſein Erzeugniß und ſein Eigenthum; denn es waren nur einzelne Spuren des Göttlichen, deren Zuſammenhang für ihn verlohren war. Freilich hat man noch nicht gefunden, daß eine ſolche Philo-

ſophie bei irgend einem Volke entſtanden ſei, das wirklich ſich ſelbſt überlaſſen und von den Quellen und Strömen der alten gemeinſamen Ueberliefe=rung ganz weit entfernt lag; und wenn dieſe Weis=heit wirklich ſo ganz aus ſich ſelbſt geſchöpft wäre, als ſie es vorgiebt, ſo würde ſie ſich wohl auch ſelbſt beſſer aus den unſäglichen Verirrungen helfen können, in die ſie ſich auf dieſem Wege jederzeit verwickelt hat. Dieſe häufen ſich immer ſo ſehr und ſo ſchnell, daß die Philoſophie bald ſkeptiſch wird, bis ſie endlich, wenn die Verſtan=deskräfte durch langes Zweifeln hinlänglich ge=ſchwächt worden, zu der blos empiriſchen Denkart herabſinkt, wo der Gedanke der Gottheit, wenn er auch dem Nahmen nach ſtehen bleibt, doch im Grunde vernichtet wird, überhaupt die Idee ganz verſchwindet, und der Menſch unter dem Vor=wand einer vernünftigen Beſchränkung auf den allein nützlichen Erfahrungskreis, den höheren Geiſt, der ihn doch allein weſentlich vom Thier unterſcheidet, als ein falſches Streben aufgiebt. Das Troſtloſe dieſes lezten Geiſteszuſtandes pflegt einzelne Denker zu wecken, denen es unmöglich bleibt, darin zu verharren, und die alſo irgend

einen Rückweg zur ältern und beſſern Philoſophie ſuchen, und ſo es ihnen Ernſt iſt, gewiß auch finden.

Dieſes iſt der einfache Gang aller europäiſchen Philoſophie von den älteſten Griechen bis auf die neueſten Zeiten. Dieſer Kreislauf von einer Philoſophie, die wenigſtens den Begriff des Unendlichen und der ſelbſtthätigen Kraft noch nicht verlohren hat, zur Skepſis und endlich zur empiriſchen Denkart hat ſich mehr als einmal wiederhohlt; jede neue Wiederhohlung aber war von der vorigen verſchieden, grade weil man mit dieſer bekannt war und ſie benutzte, das Neue zum Theil wenigſtens ſich an das Alte durch Umbildung oder durch den Gegenſatz anſchloß.

Noch mehr Unregelmäßigkeit aber und noch mehr Schwankendes kommt in den Gang des europäiſchen Geiſtes, durch das immer von Zeit zu Zeit geſchehene Eingreifen der orientaliſchen Philoſophie als eines fremden Gährungsſtoffs. Ohne die ſtets erneuerte Anregung dieſes belebenden Princips würde der europäiſche Geiſt ſich wohl nie ſo hoch erhoben haben, oder doch frühe wieder geſunken ſein. Auch die höchſte Philoſophie der Europäer,

der Idealismus der Vernunft, ſo wie ihn griechiſche Selbſtdenker aufſtellten, würde wohl, an die Fülle der Kraft und des Lichts in dem orientaliſchen Idealismus der Religion gehalten, nur als ein ſchwacher prometheiſcher Funke gegen die volle himmliſche Gluth der Sonne erſcheinen, nur geraubt und immer wieder zu erlöſchen drohend; aber je geringer der Gehalt, deſto künſtlicher ward die Form ausgebildet.

Freilich aber iſt die orientaliſche Weisheit bei den Griechen wie bei den Neuern oft aus trüben Quellen gefloſſen. Wie ſehr in den Zeiten der Neu-Platoniker und Gnoſtiker alles ſchon in der ſpäteſten Entartung und Miſchung der Syſteme, in den Kreis der europäiſchen Bildung gelangt ſei, iſt zu allgemein bekannt, als daß es weiter angeführt werden dürfte. In dem, was man orientaliſche Philoſophie nennt, iſt dem alten Syſtem der Emanation mehr oder weniger Pantheiſtiſches und Dualiſtiſches, aus der orientaliſchen Zahlenphiloſophie oder aus der Lehre von den zwei Principien hergenommenes, beigemiſcht.

Es iſt dieß auch wohl nicht bloß in jenen ſpäten Zeiten der Fall, ſondern es dürfte ſchon

beim Pythagoras ſo ſein, wenn wir anders den Nachrichten von ihm, die uns für die älteſten und beſten gelten, irgend trauen dürfen. Wenigſtens gehört die Zahlenlehre der Pythagoräer, von der nicht ſo leicht auszumachen, ob ſie eigne Erfindung oder auch orientaliſchen Urſprungs war, durchaus nicht zu dem Syſtem, aus dem ſie die Lehre von der Seelenwanderung annahmen, ſo wenig als ihre Entgegenſetzung zwiefacher Grundweſen und Grundbegriffe. Ja wir haben geſehen, daß in Aſien ſelbſt ſchon in frühen Zeiten, die ſpätere Lehre an die ältere ſich durch Miſchung oder Umdeutung angeſchloſſen habe; hat man aber jede der abgeſonderten Denkarten erſt für ſich rein aufgefaßt, ſo wird man wenig Schwierigkeit finden, ſich auch die zuſammengeſetzten und verwickelteren Erſcheinungen zu erklären.

Die Kenntniß der Philoſophie iſt wie zur Erforſchung des orientaliſchen Alterthums überhaupt, ſo insbeſondre für das indiſche Studium ſehr weſentlich und kaum zu entbehren. Wohl verſtehen wir unter der Kenntniß der Philoſophie etwas mehr als einige dialektiſche Uebung, nach

irgend einem eben umlaufenden Syſtem, was denen neu ſcheint welche die alten nicht kennen, alles conſtruiren zu können; vor allem eine vertraute Bekanntſchaft mit dem Geiſt jener großen alten Syſteme, die auch auf das äuſſere Schickſal der Menſchheit einen ſo mächtigen Einfluß gehabt haben. Dieſen Geiſt aber wird freilich niemand begreifen, dem nicht die Bedeutung ſpekulativer Gedanken durch eignes Forſchen klar geworden iſt.

Welche große Stelle Philoſophie in der indiſchen Litteratur einnehme, wird deutlich erhellen, wenn man ſich der Ueberſicht des Ganzen nach den vier wichtigſten Epochen aus dem zweiten Buche erinnern will. In der erſten Epoche der Veda's und alles älteſten, was ſich zunächſt an dieſe anſchließt, ſo wie in der dritten Epoche der Puranas und des Wyaſo iſt Philoſophie mit allem unzertrennlich verflochten und kein Verſtändniß ohne ſie zu hoffen. In der mittlern zwiſchen jenen beiden, in der zweiten Epoche mag Philoſophie und Poeſie etwas mehr geſondert erſcheinen, aber wohl ſchwerlich ſo ſehr als ſie es bei den Griechen und überhaupt den Europäern faſt immer waren; und ſelbſt die vierte

und letzte Epoche des Kalidas und der andern Dichter unter Vikromadityb, wo die indische Poesie vorzüglich und mehr abgesondert blühte, ist doch noch durchaus auf die ältern gegründet und nicht von ihnen abzusondern möglich.

Möchte doch überhaupt das indische Studium dazu beitragen, uns zu der größern Art und Ansicht der vortrefflichen Männer zurückzuführen, welche im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert das griechische und das orientalische Studium zuerst gestiftet haben, da man noch nicht glaubte, daß bloße Sprachkenntniß Anspruch auf den Nahmen eines Gelehrten gebe und fast keiner unter jenen genannt werden kann, bei dem nicht seltne Sprachkenntniß mit der Fülle historischer Kenntnisse und mit einem ernsten Studium der Philosophie wäre vereint gewesen.

Dann würden alle Theile der höhern Erkenntniß als ein untheilbares Ganzes vereint mit desto größerer Kraft wirken und es würden die Herrlichkeiten des Alterthums auch in unsre Zeit lebendig eingreifen und sie zu neuen Hervorbringungen befruchten. Denn niemals entstand noch ein wahrhaft Neues, das nicht durch

das Alte zum Theil angeregt und hervorgerufen, durch ſeinen Geiſt belehrt, an ſeiner Kraft genährt und gebildet worden wäre. Während nun auf der einen Seite alle Vernünftler und die, welche vorzüglich in der Gegenwart leben und von dem Geiſt derſelben ſich lenken und beherrſchen laſſen, faſt ohne Ausnahme dem verderblichen und zerſtörenden Grundſatze ergeben ſind, alles durchaus neu und von vorn wie aus Nichts erſchaffen zu wollen, iſt auf der andern Seite wahre Kenntniß des Alterthums und der Sinn für daſſelbe faſt verſchwunden, die Philologie zu einer in der That ſehr ſchaalen und unfruchtbaren Buchſtabengelehrſamkeit herabgeſunken, und ſo bei manchen erwünſchten Fortſchritten im Einzelnen, doch das Ganze zerſplittert und weder Kraft noch lebendiger Geiſt darin ſichtbar.

Ein Vorurtheil, was in dieſer Rückſicht viel geſchadet hat und noch ſchadet, iſt die Trennung, die man ſich zwiſchen dem orientaliſchen und dem griechiſchen Studium und Geiſt mehr ſelbſt erdacht und willkührlich angenommen hat, als daß dieſe gänzliche Verſchiedenheit in der Wahrheit gegründet wäre. In der Völkergeſchichte

ſind die Bewohner Aſiens und die Europäer wie Glieder einer Familie zu betrachten, deren Geſchichte durchaus nicht getrennt werden darf, wenn man das Ganze verſtehen will. Aber auch was man in der Litteratur gewöhnlich den orientaliſchen Styl und Geiſt nennt, iſt nur von einigen aſiatiſchen Völkern hergenommen, beſonders von den Arabern und Perſern, und von einigen Schriften des alten Teſtaments, inſofern ſie bloß als Poeſie beurtheilt werden; auf mehre andre Völker paßt es gar nicht. Es beſteht dieſe orientaliſche Eigenthümlichkeit nach der gewöhnlichen Vorſtellungsart, in einer hohen Kühnheit und verſchwenderiſchen Fülle und Pracht der Bilder nebſt dem oft damit verbundenen Hange zur Allegorie. Das ſüdliche Klima kann nur als mitwirkende Urſache, nicht als Hauptgrund dieſer Richtung der Fantaſie gelten, da dieſelbe bei ſo manchen ſehr ſüdlichen und auch ſehr dichteriſchen Nationen, wie die Indier, ſo gar nicht gefunden wird. Die eigentliche Urſache liegt vielmehr in der intellectuellen Religion. Ueberall wo eine ſolche herrſcht, ſie ſei nun philoſophiſch tief, und aus göttlicher Liebe hervorge-

gangen, oder aber roh und wüſt wie die Begeiſterung des Hochmuths in der Lehre des Mahomed; es wird überall, ſo lange noch poetiſcher Geiſt vorhanden iſt, die Fantaſie, nachdem ſie der alten Mythologie entbehren muß, keinen andern Ausweg finden, als den jener kühnen allegoriſchen Bildlichkeit. Daher finden wir dieſen ſogenannten orientaliſchen Charakter eben ſo wohl in vielen Dichtern des Mittelalters (auch in italiäniſchen und deutſchen, nicht bloß in ſpaniſchen) als in den romantiſchen Dichtungen der Perſer und Araber, ohne daß wir desfalls zu dem Einfluß der Kreuzzüge unſre Zuflucht zu nehmen brauchten, da die gleichen Umſtände in Europa wie in Aſien dieſelben Folgen hervorrufen mußten. Wie paßt nun aber dieſe Farbengluth zu der proſaiſchen Trockenheit der Chineſiſchen Bücher, oder zu der ſchönen Einfalt des indiſchen Styls? Zwar in der Sokuntola des Kalidas fehlt es auch nicht an Blumenſchmuck und Bilderfülle; doch auch hier ohne alle Ueberſpannung. Die ältern indiſchen Gedichte vollends, ſind noch bildloſer als ſelbſt die einfachſten und ſtrengſten Werke der Griechen; die tiefe Seele, die in allem

lebt und athmet, die helle Klarheit, in der alles daſteht, bedarf nicht dieſes wilden Feuers, und keiner unerwarteten Schläge und Strahlen der glühenden Fantaſie.

Eine andre Eigenſchaft, die man auch als eine charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit orientaliſcher Werke anſieht, betrifft mehr den Gedankengang im Ganzen und ſelbſt die Anordnung und Compoſition, die ſich durch Dunkelheit oft von den Werken der Griechen unterſcheidet. Auf die indiſchen Werke iſt dieſes wiederum gar nicht anwendbar, ſondern vorzüglich auf die vorhin genannten Nationen. Theils hängt dies wohl zuſammen mit der eben geſchilderten Ueppigkeit bildlicher Fantaſie, und dem Hange zur Allegorie; wo dieſe im Einzelnen vorwalten, da wird auch im Gliederbau und der Anordnung des Ganzen oft dieſelbe bloß andeutende Kühnheit herrſchen, und daher Dunkelheit entſpringen. Zum Theil dürfte es ſich aber auch aus denjenigen Grundverſchiedenheiten der Grammatik, die wir im erſten Buch entwickelt haben, erklären laſſen. Ich halte dafür, daß alle Werke der Rede dem Geſetz ihrer Sprache von Natur fol-

gen, wenn nicht ein höherer Geiſt es anders lenkt, oder da wo man durch Vernachläſſigung noch tiefer hinabſinkt. Wie nun in den Sprachen, die ihre Grammatik durch Suffixa und Präfixa bilden, die Conſtruction im Einzelnen ſchwer iſt, ſo wird auch der Gedankengang leicht verworren oder dunkel ſein. In den Sprachen, die ſich ihr Geſchäft durch Hülfsverba und Präpoſitionen für den Gebrauch am bequemſten abkürzen, wird die Compoſition zwar leicht und verſtändlich, gern aber auch nachläſſig und formlos ſein; Sprachen aber, die durch innere Flexion der Wurzeln eine Fülle von Nebenbeſtimmungen des urſprünglichen Sinns genau bezeichnen, wie die griechiſche und die indiſche, führen von ſelbſt zur ſchönen Form, wie im Einzelnen der grammatiſchen Conſtruction ſo auch im Ganzen der Anordnung und der Compoſition.

Auch in dieſer letzten Beziehung alſo hat was man orientaliſchen Geiſt und Styl nennt, nur eine ſehr beſchränkte Anwendung auf einige wenige Völker. Zudem giebts der Ausnahmen und Uebergänge überall genug. So hat die Dunkelheit in dem Gedankengange des Aeſchylus

beſonders in den Chören, obwohl in einer ganz helleniſchen Form, dennoch wirklich etwas Orientaliſches, was aber mehr von der leidenſchaftlichen Aufregung, dem gewaltſamen Zuſtande der Fantaſie überhaupt herrührt, als von einzelnen Bildern oder von irgend einer Unfähigkeit zur Klarheit. Auch dem Pindar giebt die lyriſche Kühnheit der Gleichniſſe und Anſpielungen, und die Abgeriſſenheit der Uebergänge einen orientaliſchen Anſtrich; ſeine Milde und Weichheit bei der heroiſchen Größe des Inhalts und Gedankens hat etwas von dem Charakter der indiſchen Gedichte, ſo weit wir ſie bis jetzt kennen. So wie die größten Denker, die tiefſinnigſten Philoſophen Europa's ſich faſt immer durch eine entſchiedne Vorliebe für das orientaliſche Alterthum auszeichneten; ſo näherten ſich mehre und zwar beſonders große Dichter bei den Griechen, und um nur den einzigen Dante zu nennen, auch bei den Neuern, nur auf eine weniger bewußte Weiſe, der orientaliſchen Eigenthümlichkeit und Größe.

So wie nun in der Völkergeſchichte die Aſiaten und die Europäer nur eine große Familie, Aſien und Europa ein unzertrennbares Ganzes

bilden, ſo ſollte man ſich immer mehr bemühen, auch die Literatur aller gebildeten Völker als eine fortgehende Entwicklung und ein einziges innig verbundenes Gebäude und Gebilde, als Ein großes Ganzes zu betrachten, wo denn manche einſeitige und beſchränkte Anſicht von ſelbſt verſchwinden, vieles im Zuſammenhange erſt verſtändlich, alles aber in dieſem Lichte neu, erſcheinen würde.

Wenn es natürlich iſt, daß der tiefſinnige Geiſt des Mittelalters, auf den unſre ganze Verfaſſung und jetziges Leben ſich gründen, und noch lange gründen werden, uns in der Geſchichte, Dichtkunſt und Sittenlehre vor allen am nächſten ſteht, und die Kenntniß deſſelben für das Leben am wichtigſten iſt; wenn das griechiſche Studium die beſte nicht nur, ſondern eine durchaus nothwendige Vorbereitung und Schule gründlicher Gelehrſamkeit bleibt, weil nirgends ſonſt wo die Kritik als Kunſt ſo vollſtändig ausgebildet worden; wenn endlich auch die Kunſt, die Philoſophie und Poeſie der Griechen, falls wir nicht bloß bei der äuſſern Form ſtehen bleiben, wie die Buchſtabengelehrten und gewöhnlichen Aeſthetiker und Kunſtkenner, theils an ſich von hohem Werthe,

theils aber auch ein unentbehrliches Mittelglied der europäiſchen Bildung und der orientaliſchen Ueberlieferung ſind, ſo wie die römiſche Literatur den Uebergang von den Griechen zum Mittelalter bildet; ſo dürfte doch das indiſche Studium allein dahin führen, die bis jetzt noch ganz unbekannten Gegenden des frühſten Alterthums aufzuhellen, und dabei an dichteriſchen Schönheiten und philoſophiſchem Tiefſinn nicht minder reiche Schätze darzubieten haben.

Und wenn eine zu einſeitige und bloß ſpielende Beſchäftigung mit den Griechen den Geiſt in den letzten Jahrhunderten zu ſehr von dem alten Ernſt oder gar von der Quelle aller höhern Wahrheit entfernt hat, ſo dürfte dieſe ganz neue Kenntniß und Anſchauung des orientaliſchen Alterthums, je tiefer wir darin eindringen, um ſo mehr zu der Erkenntniß des Göttlichen und zu jener Kraft der Geſinnung wieder zurückführen, die aller Kunſt und allem Wiſſen erſt Licht und Leben giebt.

Indiſche Gedichte.

Ich ſetze dieſen Bruchſtücken indiſcher Dichtkunſt einige Bemerkungen über die Handſchriften voran, nach denen die Ueberſetzung gemacht worden, über die Orthographie, das Sylbenmaaß und endlich über die Auswahl der verſchiednen Stücke.

Die Handſchrift des Ramayon gehört zu den ſchönſten, welche die Pariſer Bibliothek beſitzt. Sie iſt in großen Devonagori-Charakteren auf Quartblättern von Papier geſchrieben. Die Handſchrift des Manovodharmoſhaſtron in bengaliſchen Charakteren auf länglichten Papierblättern, in Form derer aus Baumrinde, gehört wohl weder in Rückſicht der Schönheit noch der Correctheit zu den vorzüglichen. Von dem Bhogovotgita giebts vier verſchiedne Hand-

ſchriften in kleinem Format, als Bücher gebunden; ſie ſind ſämtlich in Devonagori-Charakteren, einige mit Scholien, der Text iſt ſehr correct. Von dem Mohabharot iſt ein gut geſchriebenes Exemplar in bengaliſchen Charakteren auf Baumrindenblättern vorhanden.

Was die Orthographie betrifft, ſo habe ich den kurzen Vokal, der ausgenommen am Anfang des Wortes nicht geſchrieben wird, in dem grammatiſchen Syſtem als ein kurzes a gilt, in der neuern Ausſprache aber o lautet, o geſchrieben; theils wegen der Autorität, welche der noch lebende Ton, ſo ſehr auch die Sprache ſelbſt entartet ſein mag, immer behalten muß, wie man auch im Griechiſchen vielleicht beſſer gethan hätte, die Ausſprache der Neu-Griechen nicht ſo ganz zu verlaſſen; theils aber iſt es geſchehen, um den Uebellaut zu vermeiden, der aus den zu ſehr gehäuften a entſteht, und damit die Quantität deſto leichter beobachtet werde, da wir eher gewohnt ſind, ein o beſonders am Ende des Worts kurz zu ſprechen als ein a. Das ড der erſten Reihe, welches wie eine eigne Art von r lautet, und welches Jones durch einen Punkt, die Perſer

aber unter dem Nahmen des indiſchen Dal mit vier Punkten bezeichnen, habe ich dem Klange gemäß r geſchrieben. Die zuſammengeſetzten Conſonanten jño und kſho, welche ghyo und khyo geſprochen werden, habe ich aber ungeachtet der kleinen Härte nicht nach der Ausſprache, ſondern nach der grammatiſchen Strenge geſchrieben, da es in manchen Fällen ſelbſt für die Etymologie wichtig iſt. Die verſchiednen Arten des naſalen n durch Zeichen zu unterſcheiden, ſchien mir überflüſſig, da dieſer Unterſchied doch für uns ganz verlohren geht, und wer indiſch ſchreiben kann, ohnehin aus dem vorhergehenden Conſonanten weiß, welches der verſchiednen n er zu nehmen hat. Die Conſonanten v, j, ch werden geſprochen wie im Engliſchen. Das erſte ſ, welches Jones durch einen Strich zur Unterſcheidung bezeichnet, wird von den Portugieſen (deren Orthographie der Verfaſſer des Pariſer Manuſcriptes Nro. 283 befolgt) wie von den meiſten andern ſo bezeichnet, daß man glauben muß, es laute wie ſh; wenigſtens müßte man, wenn man Shaſtra ſchreibt und ſpricht und nicht Saſtra, auch Shivo und Shokuntola, nicht Sivo und

Sokuntola ſchreiben und ſprechen, weil es derſelbe Buchſtabe iſt; doch habe ich mich hierin nicht von dem bisherigen Gebrauch entfernen wollen, da es nicht von großer Wichtigkeit iſt.

Die indiſche Sprache hat, obwohl das ganze Syſtem der Sylbenmaaße noch ſehr verſchieden ſein mag, doch einige der weſentlichſten rhythmiſchen Grundgeſetze mit der griechiſchen Sprache gemein. Die Vokale ſind theils von Natur lang, theils kurz wie im Griechiſchen. Lang ſind a, e, oi, au; kurz ſpreche man in den indiſchen Nahmen der folgenden Gedichte das o, u, i, auſſer wo die Länge ausdrücklich bezeichnet iſt. Die Sylbe, deren Vokal kurz iſt, kann durch Poſition lang werden, genau wie in den alten Sprachen. Jene Eigenheit der griechiſchen Metrik, da mit Beiſeiteſetzung der Sylbenzahl an gewiſſen Stellen für eine lange Sylbe zwei kurze geſetzt werden dürfen, habe ich wohl in dem Gitogovindo des Joyodevo bemerkt, wo ſtatt des Daktyls —⏑⏑ auch vier kurze Sylben ⏑⏑⏑⏑ gebraucht werden. In demjenigen Sylbenmaaße aber, worin die nachſtehenden Bruchſtücke wie die meiſten alten Werke der Indier abgefaßt ſind, findet dieſe

Freiheit nicht Statt, ſondern die Sylbenzahl wird ſtreng beobachtet. Es beſtehen dieſe Schlöken oder indiſchen Diſtichen, aus zwei ſechzehnſylbigen Verſen, deren jeder in der Mitte einen Abſchnitt hat, ſo daß das ganze Diſtichon aus vier gleichen achtſylbigen Gliedern oder Füßen nach der indiſchen Benennung beſteht. Dieſe ſechzehnſylbigen Verſe haben alle einen jambiſchen Ausgang ⏑—⏑—, ſelten ⏑—⏑⏑. Auſſerdem kommen aber an jeder andern Stelle ſtatt des Dijambus auch Antiſpaſten, Choriamben, Dichoreen, Jonici, Epitriten, ſeltner Paeone aller Art vor. Doch iſt auch in dem erſten und dritten Fuß oder Versgliede des Diſtichons die fünfte Sylbe faſt nie lang.

In dieſem Sylbenmaaße ſind alle nachfolgenden Bruchſtücke gedichtet; nur als ſeltne Ausnahme kommen zwiſchen jenen ſechzehnſylbigen Verſen einige längere vor, meiſtens um einen höhern lyriſchen Schwung zu bezeichnen. Auch dieſe ſind in Diſtichen. In denen, die aus vier zwölfſylbigen Gliedern oder Füßen beſtehn, iſt das Schema meiſtens dieſes ⏑—⏑——⏑⏑—⏑—⏑—. In denen, die aus vier eilfſylbigen beſtehen,

⏑—⏑——⏑⏑—⏑—⏑. Doch habe ich dabei noch manche Abweichungen und Verſchiedenheiten bemerkt. Ich hatte der Verſe dieſer Art nicht genug vor mir, um alle Verſchiedenheiten des Schema's daraus abnehmen zu können.

Ich glaubte, es würde dem Leſer angenehm ſein, einen Verſuch zu ſehen, in wiefern die Bildſamkeit unſrer Sprache, die mit der griechiſchen ſo glücklich wetteifern konnte, ſich auch dem Gange der ehrwürdigen alten indiſchen Sprache anzuſchmiegen vermöchte; es verſteht ſich aber wohl von ſelbſt, daß ein erſter Verſuch der Art nicht auf die Vollkommenheit Anſpruch machen kann, die es vielleicht in der Folge zu erreichen möglich ſein wird, wenn wir das metriſche Syſtem der Indier aus einem proſodiſchen Werk ſeinem ganzen Umfang nach kennen werden, wo ſich denn auch die Frage wird entſcheiden laſſen, in wiefern es bei der Ueberſetzung möglich ſei, auch auf die dreifache Geltung der Sylben im Indiſchen (ſ. Monu's Geſetzbuch II, 125.) Rückſicht zu nehmen.

Noch bemerke ich, daß wo der Inhalt lehrend iſt, wie in Monu's Geſetzbuch oder im Bhogo-

votgita, jedes Distichon zugleich einen periodischen Abschnitt bildet; in den epischen Stücken aber aus dem Ramayon und aus der Geschichte der Sokuntola geht der Sinn oft aus einem Distichon in das andre hinüber.

Der Anfang des Ramayon erscheint hier zum erstenmal übersetzt; daher habe ich selbst von der einleitenden Anrufung nichts weglassen wollen. Wo die Lesart oder die Auslegung mir zweifelhaft war, habe ich es in den Noten bemerkt.

Aus dem Gesetzbuche Monu's und dem Bhogovotgita, die durch Jones und Wilkins schon bekannt sind, habe ich aus ersterm alles zusammengestellt, was die Kosmogonie betrifft; aus dem andern aber mehre der merkwürdigsten Stellen ausgewählt, welche die Lehre von der Einheit, die der Inhalt, Zweck und Geist des Ganzen ist, darstellen und entwickeln. Beides dient als Belege zu den Bemerkungen über indische Philosophie im zweiten Buche der Abhandlung.

Die Stücke aus der Geschichte der Sokuntola können als ein Beispiel der ältern indischen

Poeſie dienen, wenn man die verſchiedne Behandlungsart der ſchönen Geſchichte in dem alten Heldengedichte und dem lieblichen Drama des Kalidas gegen einander hält.

I.

Anfang des Ramayon.

Dieſes Buch fängt an, wie alle alten indiſchen Bücher, die wir bis jetzt kennen; mit einer Geſchichte oder Dichtung von Entſtehung des Buchs und von dem Verfaſſer deſſelben. Der Seher Valmīki, dem der Ramayon zugeſchrieben wird, iſt eben ſo wohl als Monu und Vyaſo, eine zum Theil mythiſche Perſon.

Dieſe Einleitung enthält die Erzählung, wie der Sehergott Narodo dem Valmīki die hohe Tugend und die Thaten des noch lebenden Ramo bekannt macht. Erfüllt von dieſem Gegenſtande, erfindet Valmīki, durch einen andern Zufall veranlaßt, die Verskunſt; darauf erſcheint ihm

Brohma in ſeiner Einſiedlerhütte, beſtätigt ihn in ſeinem Entſchluß und ermuntert ihn, den Ramo zu beſingen, indem er ihm die hohe Vollkommenheit und die ewige Dauer ſeines Gedichts weiſſagend entdeckt.

Es geht dieſer Erzählung noch eine kurze einleitende Anrufung voran; zuerſt an den Helden, ſodann an den Dichter und ſein geheiligtes Werk, an den wunderbaren Waffenbruder des Helden, einen mit Verſtand begabten Waldmenſchen oder Affenfürſten, und wieder an den Dichter.

Seegen und Heil!

Dem göttlichen Ramo Preiß!

Ein Sieger iſt des Stamms von Roghu Zier,[1]
Kauſolya's herzensgeliebteſtes Kind, Ramo,
Der dem Doſhovodono den Tod gab, Doſhoroths
lotosgeaugter Sohn.

Dem Fürſten Heil der Einſiedler, jenem Büßer in
ſeelgem Glanz,
Aller Weisheit Beſitzherren, ihm, Valmiki dem
Seher, Heil!

---

1) Ramo, Sohn der Kauſolya von dem Doſhoroth, aus dem Geſchlecht der Sonnenkinder. Der Getödtete unſtreitig einer von den vielen Rieſen und wilden Kriegern, die Ramo beſiegt hat.

Sie, die ſtets Ramo Ramo ſingt, ſüßes mit ſüßem Klange ſagt,
Geſchwungen auf des Dichters Zweig, grüß ich Valmīki's Nachtigall!
Wer dieſes Einſiedlerlöwen, der im Haine des Dichters wohnt,
Valmīki's Lied von Ramo hört, wohl erreicht der das höchſte Glück.
Valmīki's Bergen entſprungen, hin ſich ſtürzend in Ramo's Meer,
Verherrlicht herrlich das Weltall des Ramayons gewaltger Strom.
Welches von Flecken ganz rein iſt, auch an Bächen und Blumen reich,
Heil dem, der es hervorbrachte, des Ramayons erhabnes Lied!
Wer immer trinkt, ſo lang er lebt, des Ramayono's Göttertrank,
Nimmer ſatt, der ſei mir gegrüßt, als frommer Weiſer, rein von Schuld!
Den Held in Demuth erzogen, [2]) ihn, der Janoki's [3]) Schmerz vertilgt,

---

2) Anſpielung auf die Verbannung des Ramo.

3) Janoki, d. i. die Tochter des Jonoko, Sita, Ramo's geliebte Gemahlin.

Den Affenfürſt, [4]) deß Blick tödtet, grüß ich, der
Lonka Schrecken gab!

Siegreich iſt des Stamms von Bhrigu [5]) Zier, der
Dichter Erſter und Fürſt der Prieſter, Valmīki,
Der in reizende Verſe gebunden, bildete des Rama-
yonon's Werk hier;
Wo aller Pflichten Lehre, wo zu leſen Heldenfreundſchaft,
wo vollſtändig ganz des Lehrers Amt,
Wo was Valmīki, der herrlichen Dichter herrlich-
ſter, in dem Ramayons Lied redete,
welches Schöne iſt da nicht? [6])

---

4) Honuman, der Kampfgenoſſe des gleich dem Bakchus von halbthieriſchen Naturen wunderbar umgebenen Rama. Ein Bildniß des Honuman findet ſich unter den Figuren zu Maiers mytholog. Wörterbuch B. 2. Taf. 4.

5) Bhrigu, einer der zehn großen Rishis oder heiligen Altväter und Weiſen der Urwelt, wird hier als Stammvater des Dichters Valmiki genannt.

6) In den letzten Verſen, ſo wie in dem erſten Diſtichon dieſer Anrufung folgte ich dem rhythmiſchen Gange der Urſchrift ſo gut als es möglich war, da das Schema mir weiter nicht vorgekommen iſt, einiges auch ganz unregelmäßig ſcheint.

Sprache und Styl iſt in der vorſtehenden Anrufung merklich jünger als in dem übrigen. In dem nun folgenden Stück aber iſt kein bedeutender Unterſchied in dieſer Rückſicht von der Sprache im Mohabharot oder den Puranas wahrzunehmen, obwohl die Ueberlieferung dem Valmīki ein ungleich höheres Alter beilegt als dem Vyāſo.

Narodo's Rede.

Der Inhalt iſt folgender: Valmīki fragt den Narodo, wo ein vollkommner Held zu finden ſei. Narodo nennt den Ramo als einen ſolchen und ergießt ſich in ſein Lob.

In Andacht Forſchens ſich freuend, kam, der fromm alle Kund umfaßt,
Den Narodo zu befragen, Valmīki hoher Seher Fürſt.

Valmīki.

Wer verdient in der Welt Lob hier, in den Tugenden allen groß,

So die Pflicht wie die That kennend, wahr in Worten, im Glauben feſt?
Er ſelbſt hoch wandelnd in Tugend, allen Weſen befreundet wer?
Der beredt und zugleich thatvoll, wer der lieblichſte auch zu ſehn?
Ob des Zorns Macht in ſich ſiegend, würdereich wer und achtbar ſtets,
Daß der Glanz ſolchen Sohns ſtrahlend ſelbſt die Göttin verherrlichte?
Wer hat groß Heldenkraft funden, drei Welten [1]) gar zur Rettung gut;
Wer der gutes den Völkern thut, der Tugendhaften Zuflucht wer?
Und die allſchön, wem naht Lokſhmi [2]) unter den Menſchen ſie allein,
Der dem in Feuer, Luft, Sonne waltenden Gott Upentro [3]) gleicht? —

---

1) Drei Welten giebt es nach der indiſchen Lehre; eine der Wahrheit, eine des Glanzes oder des Scheins, und eine der Finſterniß.

2) Lokſhmi, die ſchönſte, lieblichſte, ſeeligſte der Göttinnen; ſonſt auch Sri genannt, Gemahlin des Viſhnu.

3) Upentro, nach dem Omorocoſcha ein Beinahme des Viſhnu. Es waren in der Mitte dieſes Verſes zwei Sylben unleſerlich. Ich habe nach der Wahrſcheinlichkeit überſetzt, daß die erſte Hälfte des Verſes noch ein Prädikat von Upentro bildet.

Solches begehr' ich zu hören in Wahrheit, Narodo, von dir!
Gott und Weiser, wohl kannst du ja selbst belehren den kundgen Mann.

Als dieß, der die drei Zeiten kennt, Narodo hört, Valmīki's Wort,
16. „Merk' auf!" also ihn anrufend, spricht er dann zu dem Heiligen:

Narodo.

O wohl schwer mag man die finden, die dein Lob preißt, die Tugend all;
Einmal auf dieser Erdwelt hier wird Vollkommenheit schwer erlangt.
Seh ich doch selbst bei den Göttern keinen, der solches Ziel erreicht;
20. Hör' denn, wer solcher Tugend voll, wie ein Mond vor den Menschen strahlt.

Ikshvaku's [4]) Stamm hat ihn gezeugt, Rama heißt er, der Tugend übt;
Mit jenen und noch weit größern Gaben begabt, der herrlich glänzt.

---

4) Ikshvaku, einer der königlichen Ahnherren des Stamms der Sonnenkinder; Sohn des Vivosvan, der ein Sohn des Surya, des Sonnengottes ist.

In ſich ſelbſt herrſchend, großmüthig, würdevoll,
ſtrahlenreich und ſtark,
Weisheitsvoll, auch der Pflicht ſtets treu, ſiegreich,
der jeden Feind bezwingt.
Der großgliedrig und ſtarkarmicht Konvugri-
vo'n [5]) getödtet hat,
Der ſtarkmuthig und mächtger Kraft Gudor-
jonu [5]) den Feind bezwang.
Deß Arm zum Knie hängt, hoch von Haupt, er
der ſtark, wahrer Tugend reich,
Gleichmüthig, ſchöngegliedert iſt, herrlicher Farb'
und würdevoll,
Deß Auge groß, von mächtger Bruſt, Günſtling
des Glücks und ſchön zu ſehn,
Wohl das Recht kennend, wahr ſtrebend, ſeines
Zorns Meiſter, Herr des Sinns.
Der Weisheit tiefgedacht beſitzt, rein, mit Hel-
dengewalt begabt,
Schutz und Retter des Weltenalls, Gründer,
Erhalter auch des Rechts;
Alle Glieder der Schrift [6]) wiſſend, aller Bücher
wohl kundig auch,
Aller Schrift Deutung grundgelehrt, tugendreich,
der im Glanze ſtrahlt;

---

5) Die beiden genannten ohne Zweifel einige von den vielen Rieſen und wilden Kriegern, die Ramo beſiegt hat.

6) Alle Theile oder Glieder des Vedo.

Allen Menſchen beliebt, bieder, von Geiſt heiter und hochgelehrt,
Stets die Guten ſich nach ziehend, wie zum Meer eilt der Ströme Lauf.
Er der wahr, gleich und gleichmüthig, der einzig und hold von Anſehn iſt,
Ramo ſtehend am Tugendziel, Kauſolya's Lieb' und hohe Luſt;
Freigebig wie das Weltmeer iſt, ſtandhaft gleich wie der Himovan, [7])
Viſhnu'n ähnlich an Heldenkraft, ſtandhaft ſo wie der Berge Herr; [8])
Zornflammend wie das Weltfeuer und im Dulden der Erde gleich,
Spendend wie der Reichthumsgott, Zufluchtsort deſſen was wahr und recht.

Ehe wir den Narodo, der nun zur Geſchichte Ramo's übergeht, weiter anhören, wollen wir erſt in kurzem erwähnen, was dem Zeitpunkt, wo Narodo's Erzählung anhebt, voranging.

Ramo's Erſcheinung wird nach der indiſchen Sage als die ſiebente Menſchwerdung des

---

7) Die indiſchen Alpen im Norden.

8) Beinahme des Sivo.

Viſhnu betrachtet. Sie ward durch die Klagen veranlaßt, welche vor dem Brohma kamen, über die Unthaten des Rieſen Ravono, Königs zu Lonka und ſeiner Genoſſen, die ſogar den Indro bekriegten. Um ihn zu bekämpfen, entſchließt ſich Viſhnu, menſchliche Geſtalt anzunehmen, als Sohn des Doſhorotho, Königs von Oyōdhya.

Doſhorotho hat von drei Gemahlinnen vier Söhne; von der Kauſolya den Ramo, von der Koika den Bhoroto und von einer dritten, deren Nahme verſchiedentlich angegeben wird, noch den Lokſhmoño, den Freund und Begleiter des Ramo, und einen vierten, der Bhorots Begleiter war. Doſhoroth will den erſtgebohrnen Ramo feierlich zum Erben erklären und einſetzen. Aber Koika, die ihrem Gemahl große Dienſte erzeigt hatte, benutzt ſein ihr deshalb gegebnes Verſprechen, jede Bitte zu erfüllen, die ſie an ihn thun würde. Sie begehrt, daß Ramo auf zwölf Jahre verbannt, Bhorot aber an ſeiner Stelle zum Erben erklärt werde.

Hier beginnt Narodo's Erzählung, die zugleich eine gedrängte Inhaltsanzeige des ganzen Gedichts iſt. Damit die Menge der Nahmen

und in engen Raum zuſammengehäuften hiſtoriſchen Anſpielungen die Aufmerkſamkeit nicht zu ſehr verwirren, ſetzen wir den Hauptfaden der Geſchichte voran, mit Weglaſſung aller Nebenumſtände.

Ramo geht in den Wald, wohin ihm ſein treuer Bruder Lokſhmoño und ſeine geliebte Sita folgt. Der alte Doſhorotho ſtirbt vor Gram; nach ſeinem Tode wird Bhoroto der einmal gemachten Anordnung des Vaters gemäß zum Königthum berufen. Er will es aber nicht annehmen, ſondern geht in den Wald zu Ramo und bietet dieſem das Reich an. Ramo verweigert es und bewegt den Bhorot zurückzukehren, der dann die Regierung antritt und zu Nondigramo ſeinen Hof hält.

Ramo irrt ferner in der Wildniß umher und fängt nun an die Rieſen zu bekämpfen, wozu ihm Indro's Waffen verliehen werden. Er tödtet viele derſelben; Ravono, der Rieſenkönig zu Lonka, geräth darüber in Zorn und ſinnt auf Rache. Durch Liſt entführt er die ſchöne Sita, Ramo's Geliebte; wobei er den wunderbaren Geier, den Wächter in Ramo's

Behauſung, tödtet. Als Ramo den Leichnam deſſelben beſtattet und verbrennt, läßt ſich eine weiſſagende Stimme aus der Flamme vernehmen, die dem Ramo angiebt, was er nun ferner zu thun habe.

Er verbündet ſich jetzt mit den beiden wunderbaren Waldmenſchen oder Affenhelden, Honuman und Sugrīvo. Er tödtet durch Sugrīvo's Rath unterſtützt einen der Hauptgegner und furchtbarſten Rieſen, den Vali. Honuman ſchwimmt durchs Meer nach der Inſel Lonka, befreit Sita, tödtet viele Rieſen und verbrennt die Stadt Lonka. Dann geht er zum Ramo und bringt ihm die frohe Botſchaft. Ramo geht an den Strand des Meeres; Somudro d. i. der Oceanus giebt ihm ſelbſt die Mittel an, die bekannte wunderbare Brücke nach der Inſel Lonka übers Meer zu ſchlagen. Er tödtet den Ravono und findet ſeine geliebte Sita wieder, hegt aber ein Mistrauen, ob ſie ihm auch die Treue bewahrt habe. Sita beweißt ihre Unſchuld durch die Feuerprobe. Alle Götter ſind hoch erfreut darob und er eilt nun nach Non-

digramo, wo die Brüder dann vereinigt herrſchen, und ferner in Freude und Herrlichkeit leben.

Es folgt eine kurze Schilderung von der goldenen Zeit, welche die Menſchen unter Ramo's Herrſchaft jetzt verleben, und eine Weiſſagung wie lang dieſelbe noch dauern wird.

Was die vielen andern Nahmen von Helden betrifft, die auſſerdem noch in der Erzählung vorkommen, ſo begnüge man ſich zu wiſſen, ob es Freunde und Bundsgenoſſen des Ramo, oder Gegner und Feinde deſſelben ſind, welches allemal aus dem Zuſammenhange klar iſt 9).

Narodo fährt alſo in ſeiner Rede fort:

Nun dieſen tugendbegabten, Ramo, den wahrhaft wandelnden
44. Trefflichen Erſtgebohrenen, Doſhorotho's geliebten Sohn,

---

9) Ich habe überhaupt dieſes Werk nicht durch Erklärung ſolcher Nahmen und Dinge anſchwellen wollen, die ſchon in andern Büchern erklärt worden ſind. Denen aber, welchen die indiſche Litteratur und Mythologie noch fremd iſt, empfehle ich zum Nachſchlagen Maiers mythologiſches Wörterbuch, wo das bis jetzt bekannte mit Sorgfalt geſammelt und mit Klarheit dargeſtellt iſt.

Seines Volks hochbegünſtigten durch angebohrner
Anmuth Kraft,
Wollt' als Erbherrn zum Königthum erhöhn der
herrlich ſtrahlende.
Doch dieſer Weihe Feſt ſehend, hat die dem
Koiki-ſtamm entſproß,
Erſter Bitte Geſchenk nutzend, dieſe Bitte vom
Könige:
Daß Ramo gleich verbannt werde, Bhoroto
dann erhoben ſei.
Der König um des Worts Wahrheit, von des
Rechts Bande feſt umſtrickt,
Verbannte ſelbſt ſeinen Ramo, Doſhoroth
den geliebten Sohn.

Jener ging nun der Held waldwärts, die Gelo-
bung erfüllend gleich,
Was ſeines Vaters Befehlswort, wie es der
Koika Haß bewirkt.
Nach wandert da dem wandernden Lokſhmoño,
nach ihm eilet er,
Aus Liebe, der beſcheidnen Sinns wohl ein
Freund, Freudengeber war;
Bruder war er des Bruders Luſt, bewährend edlen
Bruderbund.
Auch das geliebte Weib Ramo's, ſtets geachtet
dem Leben gleich,

Die von Janoko's Geſchlecht ſtammt, Maya [10])
der Göttin gleich an Werth;
Jeglicher Zierde reichbegabt, der Frau Erſte
an frommem Sinn,
Schön und jugendlich blühend ſie, ſittſam wan-
delnd der Pflicht gemäß;
Sita auch war gefolgt Ramo'n, wie Rohi-
nī's Geſtirn [11]) dem Mond.

Ihn begleitet des Volks Menge, auch Doſhoroth
der Vater weit;
Bei Sringover am Rand Gonga's trennt
er von ſeinem Sohne ſich.
Zu Guha geht der gerechte, Niſhado's [12])
werthem Könige.
Mit Guha nun vereint Ramo, mit Lokſhmo-
ño, mit Sita auch,
Nach Gonga's Lauf, in Freud' allſtets, hin zum
Walde da wandern ſie.

---

10) Die göttliche Täuſchung, woraus die Welt der Erſcheinung entſpringt. Man könnte es auch ohne Perſonification geben: „einer Göttererſcheinung gleich.“

11) Eine weibliche Sterngöttin, die der Mond liebt, in deſſen Nähe ſie immer weilt.

12) Ob Niſhado ein Volk oder einen Ort bezeichne, iſt aus der Form des Wortes niſhad'adhipotin nicht klar.

So von Walde zu Wald gelangt, den Strom
durchſchreitend mächtger Fluth
Folgend Bhorodvoio's [13]) Geheiß, gehn ſie auf
Chittrokudo's Berg.
Frohe Sitze hier gleich gemacht vom frohſinnigen
Lokſhmoño,
Wohnt da mit Sita zugleich dann Rama, der
hochgeliebte Mann;
Göttlich nach der Gondhorven [14]) Art ſiedeln
die nun allda mit Luſt.
Als die drei auf dem Chittrokud ſeelig vereinet,
glänzt der ſo
Wie erſtiegen der Berg Meru vom Voiſrivon
und Shonkor [15]) einſt.

Da nun Ramo auf dem Berg war, Schmerzge-
quält um den Sohn der Fürſt
Ging er auf, König Doſhoroth, zum Himmel,
klagend noch den Sohn.
Nach deſſen Hingang Bhoroto, durch der Prieſter
Voſiſhto's [16]) Wahl

13) Einer der großen Riſhi's, oder heiligen Altväter der Urwelt.

14) Die Gondhorven ſind die guten und ſeeligen Luftgeiſter, Genien der Muſik.

15) Beinahme des Sivo. Die Erſteigung des Berges Meru iſt eine ſeiner berühmteſten Thaten.

16) Einer der großen Riſhi's, nach dieſer Sage Haupt der Prieſter im Königreiche Oyodhya.

Berufen gleich zum Königthum, will nicht König
sein, groß geſinnt.
Zu dem Wald ging er der Held fort, Ramo's
Fuß zu verehren wohl,
Eilend ging er zum Ramo hin, zeigend wie er
beſcheidnen Sinns.
80. Als Bhoroto, der großmüthge, auch der Stadt
ſchnell enteilt nun war
Zum Bruder Ramo ſo bittend, offenbart er ſein
hohes Herz:
„Ergreif das Reich, du Gerechter!“ — Dieß das
Wort, ſo er Ramo ſagt.
Anflehend ihn, als ers bedacht, will er das Reich
nicht, großgeſinnt,
84. Zu deß Füßen Verzicht leiſtend [17]) wieder und
wieder auf das Reich,
So ließ den Bhoroto alsdann heimkehren er,
der älter war.
Der, als er nicht den Wunſch erreicht, des
Ramo Fuß [17]) ergriffen hat,

---

17) D. h. ihm verehrend zu Füßen fiel, wie v. 78. Es kann aber in dieſen Verſen vielleicht auch eine Anſpielung auf den ſonderbaren Umſtand der Geſchichte enthalten ſein, der bei Roger vorkommt, S. 261. der deutſchen Ausg.; daß nämlich, da Ramo den Thron nicht annehmen wollte, Bhoroto ſeine Schuhe von ihm begehrt habe, damit er denen dienen möge, bis Ramo wieder käme. Dem gemäß

Zu Nondigramo dann Hof hielt, Ramo's
Rückkunft noch wünschend stets.

88. Als gegangen nun Bhoroto war und der seelig,
der Sinne Herr,
Ramo nochmals gesehn wieder von der Stadt
und dem Volke war,
Hat nach der Rückkunft alsbald er gen Don-
doka sich hingewandt,
Zum Wald dringend dem mächtgen, Ramo der
lotosäugichte,

92. Erschlug den Riesen Viradho, kam Soro-
bhongo'n dort zu sehn,
Den Sutikschno und Ogostyo,[18]) Ogostyo's
Bruder auch sodann.
Nun des Ogostyo Wort folgt' er, ergriff des
Indro's[19]) Pfeilgeschoß,

---

wäre denn das paduke (cas. 7.) im Verse 84. und 86. zu erklären. Paduka wird in meinem Exemplar des Omorocosha im Bhukando, crepida ex corio erklärt. Da ich der ganzen Stelle in Rücksicht der Lesart nicht völlig sicher war, so habe ich es in der Uebersetzung unbestimmt gelassen.

18) Ein Brahmin der Vorzeit, der als Heiliger verehrt wird.

19) Indro, als König der guten Geister, ist in dieser so wie in allen Menschwerdungen des Vishnu dessen treuer Bundsgenosse und Freund. Auch die Rishis stehen auf seiner Seite.

Schwerdt auch der herrlich beliebte, die Bruſt und Herz durchbohrenden.

96. In dem Wald nun, wo Ramo war, vereint mit Waldbewohnenden,
Kamen all zu ihm die Heiligen, [19]) auf Tod ſinnend der Rieſenbrut,
Als die herrlichen Altväter Dondoka's Wald bewohneten.
Ihrem Bruder allda vereint, wohnte in Jonoſthano auch
100. Misgeſtaltet Shmūryonoka, Rieſin in Liebeswuth entbrannt.
Als auf Shmūryonoka's Rathſchlag all herankam das Rieſenvolk,
Hat den Khoro und Dūſhono, den dreiköpfichten Rieſen da,
Wohl bezwungen im Kampf Ramo, er allein all das Rieſenvolk;
101. Nächſt jenen all ihr Kriegsherr auch, vierzehntauſend wohl an der Zahl.

Als der Rieſe die Schlacht vernahm, deß Lob drei Welten ſchon gehört,
Hohen Ruhms, Ravono hieß er, ſchöngeſtaltet und mächtger Kraft,
Rieſenkönig und ſtarker Held; Ravono, hohen Zorns entbrannt,

Berufte ſich zum Kampfhelfer er den Rieſen Marīcho dann.
Oft gewarnt ward noch Ravono vom Marīcho, der zu ihm ſprach:
„O nicht Zorn wider den mächtgen, Geduld, Ravono, hege du!“ —
Vernommen hat wohl die Rede Ravono, aber todbeſtimmt
So ging er mit Marīcho nun nach des Ramo Behauſung hin.
Als die Truglist [20]) von dem weit erſt des Königs Söhne hat entfernt,
Ravono da hineindringend, ergriff die Götterkindern gleicht,
Ramo's geliebtes Weib Sita, tödtend den Geier Jovoyuſh.
Als den Geier getödtet ſah, das wohl treffliche Weib geraubt,
Roghu's Sohn, von dem Schmerz betäubt weinen begann er, Sinns beraubt;

---

20) Die Liſt war folgende. Er verwandelte einen der Seinigen in einen ſchönen goldnen Hirſch, und machte daß Sita ihn erblicken mußte. Sie ward lüſtern danach und bat den Ramo, daß er ihn fangen möchte. Die Brüder jagten ihm nach, aber der Hirſch entfloh. Während ſie entfernt waren, trat Ravono in der Geſtalt eines büßenden Sonnyoſi zur Sita und begehrte Almoſen von ihr, wo er ſie dann mit Gewalt ergriff und nach Lonka führte.

Hat verbrannt dann zu Kakutſtho den Geier Joyoyuſho drauf,
Kobondho'n [21]) dann erblickt furchtbar, Donu's Sohn, den gewaltigen.
120. Den im Grimm dieſes Zorns wüthend, den Kobondho den ſchrecklichen
Erſchlug er, verbrannt ihn im Graß, [21]) da ward ein Wunderweſen draus,
Und ſprach alſo den Ramo an: „Zur Shovorī, [22]) die tugendſam;
„Zur Shovorī, der heiligen, dahin geh, du von Roghu's Stamm!“ —

124. Deß Worten iſt gefolgt Ramo; ſchuldlos mit Lokſhmoño zugleich
Ging er hin, der ſo hoch ſtrahlte, zur Shovorī, der Siegerheld.
Und geehrt hoch von Shovorī, Ramo, Doſhoroths eigner Sohn,
Kam zuſammen am Rand Gonga's er mit dem Waldmann Honuman,

---

21) Unſtreitig einer ſeiner Feinde, den er im Unmuth mit in die Flamme des Scheiterhaufens warf, der aus dürrem Kraut und Graß errichtet war.

22) Welchen Theil dieſe an der Geſchichte habe, iſt aus dem Zuſammenhange nicht klar und mir auch ſonſt nicht bekannt.

Kam des Honuman Rath folgend mit Sugrīvo zuſammen auch.
Dem Sugrīvo hat dieß alles Ramo's Affe ſodann erzählt,
Wie von Anfang es war geſchehn, auch Sita's hohe Tugenden.
Sugrīvo, da er dieß alles gehört, Ramo's Geſchick und Art,
Da macht er Freundſchaft mit Ramo, hat beim Feuer gelobt den Bund. [23])

Darauf vom König der Affen ward im Geſpräch, vom ſchrecklichen,
Kund ganz all das gethan Ramo'n, mit Demuth und mit Trauer auch.
Abrede mit dem Raghiden ſchloß er ſodann zu Vali's Tod.
Der Affe drauf verkündete Vali's Kraft, des gewaltigen;
Für den Ramo um Vali's Kraft war Sugrīvo von Furcht erfüllt.
Liebevoll für den Raghiden hat ihm Sugrīvo da gezeigt
Dundubhi's mächtigen Körper, der groß wie ein Gebirge war. [24])

23) Ein heiliger Gebrauch, das Bündniß deſto mehr zu bekräftigen.

24) Das folgende geſchieht vom Sugrivo wohl, um den Ramo

Fußſtoßend Dundubhi's Körper warf er wohl hundert Meilen weit,
Höhlt mit dem Pfeil der See'n ſieben dann zu Onotoporvon aus.
Der Berg Roſatolon wurde der Freundſchaft Stätt' und Heimath da.
Und nun faßte zu deß Freundſchaft ein Vertrauen der Affenfürſt,
Sugrīvo, der herrliche Waldmenſch, reicht an der höchſten Freude Ziel.

Als mit dem Affenkönig nun Bündniß gemacht der ſtarke Held,
Da entſtand Lieb' und Neigung auch eines zum andern dieſen zween.
Als den Bundseid ſodann vollbracht der Mannes- und der Affenfürſt,
Ging mit dem Rama er zugleich nach Kiſhkindha der Heimath hin.
Alsbald rief Hori, [25]) den großen, Sugrīvo's Donnerſtimme an,
Auf den Ruf, der ſo mächtig ſcholl, kam denn Hori, der König, gleich.

---

zu prüfen, ob er auch ſtark genug ſei, den Vali zu beſiegen.

25) Beinahme des Viſhnu, der um Beiſtand gegen den übermächtigen Rieſen herbeigerufen wird.

Wohl nachfolgend darauf dem Ruf,[26]) kam er zu dem Sugrīvo hin.

Und es tödtete Ramo jetzt Vali'n mit einem einzgen Pfeil.

Als auf Sugrīvo's Geheiß nun Vali erſchlagen war im Kampf,

Da gab dieß Königreich Ramo, übertrug es Sugrīvo'n ganz;

Der dann die Affen all ſammelnd, er der Herrſcher der Affen war,

Hat feſtgeſtellt des Reichs Ordnung, Jonoko's Kind[27]) zu ſehn gewillt.

Des Geiers Rath befolgend nun, ging Honuman der Aff' hervor,

Hundert Meilen wohl weit ſchwimmend, fuhr er kühn durch der Fiſche Reich.

Darauf ankommend zu Lonka, der vom Ravon erbauten Stadt,

Erblickt er Sita trauervoll wandeln dort in Oſhōko's Hain,

Machte kund ihr die Botſchaft gleich, machte kund ihr die Rückkehr auch,

---

26) In dieſem Vers war die Lesart ganz verworren; ich habe unbeſtimmt und nach dem Zuſammenhange überſetzt.

27) Sita.

Empfing die Gegenbotſchaft dann, tödtend des Südens Rieſenvolk.
Fünf der Heersführer erſchlug er, Triſuta'n dann zum ſiebenten, [28])
Den jungen Okſhon zerſtückend, dann auf Grohono ſtürzt' er hin,
Der mit dem Schwerdt ſich ſelbſt frei macht, als er des Ahnen Mörder ſah.
Zürnend dem Rieſenvolk der Held, hat ers vollbracht nach ſeinem Wunſch.
Nun anzündend die Stadt Lonka, wieder auch ſah er Moithila, [29])
Hat er da ſeines Leibs gepflegt, kehrte heim dann der Affen Fürſt.

Der nun kommend zum großmüthgen, hat den Ramo zuerſt begrüßt,
Verkündete gleich ihm ſodann: „Gefunden hab' ich Sita nun!“ —
Sugrīvo'n nahm er mit ſich drauf und ging hin zu des Meeres Strand,
Das Weltmeer höhlt' er alsbald aus durch ſonnengleicher Pfeile Kraft

---

28) Vielleicht wird Okſho als der ſechste gezählt, da Grohono nicht von ihm getödtet wird, ſondern ſich ſelbſt umbringt.

29) Auch dieſer Nahme iſt mir unbekannt.

Durch die That zeigend, daß ſelber das Weltmeer
Ramo'n dienend ſei
Somudro's [30]) Rath ſodann folgend, hat er
dort Nolo's Brück' erbaut,
Ging dann auf der zur Stadt Lonka, erſchlug
den Rieſenkönig dort.
Ramo, als Sita gefunden, ward der höchſten
Beſchämung voll.
Der nun ſagte darauf Ramo vor den Menſchen
da Schmähungen;
Darob dann unwillig Sita beſtieg die Flamme
treugeſinnt. [31])
Als durch des Feuers Zeugniß nun kund ward,
daß Sita ſchuldlos war,
War erfreut ob der großen That das Weltall,
was da geht und ſteht,
Zuſamt allen den Altvätern, Ramo des hochge-
ſinnten That.
Der nun ſetzt denn zu Lonka ein jenen Rieſen
Vibhīſhono. [32])

---

30) Das perſonificirte Weltmeer, der Gott Oceanus.

31) Sie reinigt ſich von dem Verdacht der Untreue durch die Feuerprobe.

32) Ein Bruder des Ravono, der aber dieſen gewarnt und ermahnt hatte, dem Ramo, der ein Gott ſei, die entführte Gemahlin wiederzugeben, und der, als Ravono ſeiner Warnung kein Gehör gab, auf die Seite des Ramo übertrat.

Als dieß vollbracht, ſodann Ramo, frei von Schmerzen erfreut er ſich,

184. Durch die Götter Wunſches gewährt, fort nun ſandt' er die Affen all.
Solcher That freuten die Götter ſich, all die kamen zu Indro's Burg,
Auch die heiligen Altväter, die verehrt der Raghide nun,
Ward von den hochzufriedenen, all den Gottheiten, hochgeehrt.

188. Da dieß vollbracht, ſodann Ramo naht der Wonn' und der Freude ſich,
Durch die Götter gewährt Wunſches, da er Sita gefunden hat,
Schwang auf den Blumenwagen [33]) ſich, nach Nondigramo kam er dann.
Nondigramo, da wohnte nun mit den Brüdern des Roghu Sohn,

192. Ramo, der Sita gefunden, auch erlangt hat das Königthum,
Opfert nach mannichfaltigem Brauch, erſchlug den Lokokondoko,
Freuend der ſchönen Sita ſich, [34]) ſeelig mit der Freundin vereint.

---

33) Puſhpokon, nach dem Omorocoſha ein wunderbarer Götterwagen des Kuvero; currus ex floribus.

34) Sitoya romoya — — reme; eine von den vielen Stellen, wo die Verwandtſchaft der gebrauchten Worte mit

Vatergleich ſorgend führt er nun jener glücklichen Völker Schaar

Oudhya's ſeeliger Herrſcher, König Doſhoroths eigner Sohn.

Freudig iſt nun die Welt, ſeelig, zufrieden, ſtark, dem Rechte treu,
In Luſt und frei von Schmerz ruhend, ſo von Haß als von Sehnſucht fern.
Des Sohnes Sterben ſieht keiner dieſer glücklichen Menſchen je,
Die Frauen, ſo im Wittwenſtand, ſind den Gemahl zu ehren froh.
Kein Lufterzeugtes Schreckniß giebts, keine Fluth tilgt die Lebenden,
Kein Feuerzeugtes Schreckniß giebts, wie in der goldnen Zeit ſo hier.
Wittwen nicht giebts in ſeinem Reich, nichts herrenloſes, Thoren nicht,
Unglücklich, elend iſt keiner, noch durch Krankheit ein Menſch gequält.
Roſſe hundertmal opfert er, des Goldes Fülle noch dabei,
Und Kühe hundert Tauſende, unzählge wird er geben noch.

---

dem Namen des Helden Rama, der von derſelben Wurzel ſtammt, einen neuen Reiz giebt.

Viel Jahre wird ſein Königreich Ramo ferner
verwalten noch,
Die vier Stände der Erdwelt hier nach Recht
feſt gründen jeglichen.
Wenn nach zehntauſend Jahren einſt, dazu zehn-
hundert Jahre noch
Ramo ſein Reich verlaſſen hat, wird er aufgehn
zu Viſhnu's Welt.

Der iſt der tugendvollkommne, Geſetzgeber, be-
glückt im Sieg,
Nach dem Du fragteſt, Valmīki! Ramo iſt
der vollkommne Mann.

Als Narodo'n gehört hatte Valmīki, alſo
ſprach er da:
Die Tugend Heilger! machſt du klar, die der
Sterbliche ſchwer ergreift.
Der mit der Tugend all begabt, Ramo zu dem
hinſchreit' ich gleich. [35])

---

35) In der erſten Hälfte des Verſes 215. iſt mir die Lesart dunkel. Der Sinn und Zuſammenhang des Ganzen iſt jedoch klar. Der 216te Vers gehört unſtreitig noch zu dem, was Valmiki ſagt. Der fernere Schluß iſt wieder ein Spruch zum Lobe des Gedichtes ſelbſt.

216. Ob der unſterblichen Kunde, die des Ruhms Heldenkraft vermehrt.

Wer dieſe Thaten Ramo's lieſ't, der wird all ſeiner Sünden frei;
Mit Sohn, Enkel, den Seinen all, wird der Mann frei von Unglück ſein.
Wer den Ramayon auch hörend nur bis zu Ende ganz vernahm,
220. Wer da lieſ't bis zur Mitte nur mit Andacht glaubensvoll dieß Buch.
Es fruchtet dem Wiedergebohrnen [36]) Weisheit, den Edlen mit herrlicher Herrſchaft lohnend;
Dem Kaufmann ſoll reinſten Gewinn es bringen, und hörts ein Knecht gar, wird auch der veredelt.

Brohma's Beſuch.

Der Inhalt dieſes Stücks iſt folgender. Valmīki bereitet ſich durch fromme Reinigungen

---

36) Dvijo, der zwiefach — einmal natürlich, das andremal geiſtig — gebohrne; gewöhnliche Bezeichnung des Brahminen. Nach der Verſchiedenheit der vier Stände iſt auch der Lohn verſchieden, der dem Leſer des Ramayon verheißen wird.

in der Einſamkeit des Waldes zu ſeinem groſsen Werke vor. Er ſieht zwei Liebende; der Geliebte wird von einem wilden Krieger erſchlagen. Die Trauer der Zurückgelaſſenen erregt Valmīki's Mitgefühl, und da er in Nachdenken darüber verſinkt, iſt der Ausbruch ſeiner Klage ein metriſcher Spruch. Mit Erſtaunen wird er es gewahr und theilt ſeinem geliebten Schüler die gemachte Entdeckung mit. Brohma erſcheint ihm, freut ſich über einen neuen Beweis, den Valmīki von der ſo eben entdeckten Verskunſt ablegt, und fodert ihn abermals auf, das groſse Werk des Ramayon zu beginnen. Zum Schluſs preiſen die Lehrlinge noch die Erfindung des indiſchen Versmaaſses oder der Shlōken.

Der Tod des Krauncho wird nur ganz im Vorbeigehn berührt, und ich habe auch weiter nichts darüber gefunden. Merkwürdig iſt es, daſs in dieſem Mythus vom Urſprunge der Dichtkunſt alle Wunder der rieſenhaften Vorwelt als ſchon vorhanden und geſchichtlich gegeben betrachtet, Metrum und Poeſie aber aus der ſanften Stimmung des Mitgefühls hergeleitet werden.

Als von Narodo die Rede gehört hatte, der herrlich sprach,
Valmīki samt dem Lehrling auch, hohes Staunen ergriff sie da.
In Gedanken nun bringt Rama's'n Ehre der hohe Seher dar.
Sodann zusamt dem Schüler auch gleicher Weise der Seher Fürst
Ehre darbracht' er frommdenkend Altvater Narodo'n darauf.
Als von ihm war verehrt worden Altvater Narodo darauf,
Deß Fragen gegenbelehrend, ging er auf zu der Himmelsburg
Jener, gleich als gegangen Narodo war zur Götterwelt,
Nach Tamasa's Gestad ging er, Valmīki aller Seher Haupt.
Als das Gestad' erreicht hatte der große Seher Tamasa's,
Sprach zum Schüler er neben sich, den Ort sehend von Flecken rein.

Frei von Flecken hier dieß Asyl, deß Stifter Bharadvaja war,
Ganz rein ists, wohl gelegen auch, wie der Rechtschaffnen Urtheil ist;

Dieß Heiligthum, das Gleichmuth wirkt, iſt auch heilſamer Waſſer reich.
Hier will vollziehn das heilge Bad ich in Tomoſa's Fluthen nun.
Bring das Gewand von Baumrinde [1]) ſchnell hieher aus der Hütte mir.
Daß nicht lang dauernd die Zeit ſei, darauf denke, mein edler Freund!
An Tomoſa's geweihtem Ort hier will vollziehn ich das heilge Bad.
Dieſes mein Wort vernehmend wollſt du hingehn in ſchneller Eil!

Nach des Meiſters Geheiß eilends kam zurück aus der Hütte der,
Hertragend ihm das Baumgewand, ſeinem Meiſter da zeigte ers.
Als nun in der Hand darbrachte, hin der Schüler ihm reicht das Kleid,
Er in der Fluth das Bad vollbracht, den Betkranz abgebetet fromm,
Nach dem Gebrauch verſöhnt auch hat ſprengend der heilgen Ahnen Geiſt,
Da durchwandelt umherſchauend er nun Tomoſa's ganzen Wald.

---

1) Die gewöhnliche Tracht der Einſiedler.

Als am Geſtade Tomoſa's ſolcher nun ſorglos wandelte,
Erblickt er dort der Kraunchiden liebend Paar, froh und hold zu ſehn.
Von dieſem Paare nun Einen, weil der andre es kommend ſah,
Erſchlug unerbittlich mordend Niſhado [2]) vor dem Seher dort.
Als wundenvoll im Blut wälzen den Geliebten am Boden ſah
Kraunchī, klagt, jammert voll Schreck ſie und gebehrdet ſich kläglich wohl.
Als nun den da erſchlagen ſah von Niſhad' in Ondojon's Hain
Samt dem Lehrling der Einſiedler, da ergriff ein Erbarmen ihn.
Sodann darſtellend ſein Mitleid, begann er ſo und ſprach dieß Wort:

„O weh, daß von dem grauſamen Niſhado, der ſo arm an Geiſt,

---

2) Niſhado wird in meinem Exemplar des Omorocoſha im Bhukando erklärt als ein Menſch von der verwildertſten und verachtetſten Gattung, die ſich von Fleiſch nähren u. ſ. w. homo ferox, carnis vorax; heißt alſo vielleicht nur ein Wilder überhaupt, iſt kein Nahme, oder wenigſtens ein durchaus bedeutender, wie ſo viele indiſche.

36. Dieſe unrühmliche That hier, der Welt Abſcheu, geſchehn mußte!“

Mit Seufzen klagend die Kraunchī, die dort weinende, ſang er dieß:

„Wohl nicht lang lebſt du, Niſhado! noch erreichſt hohe Jahre du,
Weil aus dem Krauncho Paar Einen von Liebe trunken du erſchlugſt.“

40. Als er geſagt hatte dieß Wort, ward tief denkend danach er gleich.
„In dem Schmerz dieſes Leidgefühls, was war dieß was mir da entfuhr?“ —
Ein Weilchen nun daran denkend, laut dann ſagend den Klageſpruch,
Spricht zum Schüler, der bei ihm ſtand, Bharodvajo'n er dieſes Wort:

44. „Weil gegliedert in vier Füßen, den Spruch vollzählger Sylbenzahl,
Ich im Leid klagend jetzt ausſprach, drum wird Lied [3]) dieß von nun an ſein.

---

3) Das Wortſpiel zwiſchen Shoko und Shloko habe ich durch das deutſche Leid und Lied auszudrücken geſucht.

Als dieſes Wort der Lehrling hört, des Einſiedlers vollkommnen Spruch,
Da ſtimmt er bei, es annehmend und zeigt wie er den Meiſter liebt.

48. Zuſammen dann im Geſpräch redend, er und auch der ſein Lehrling war,
Dem Fall nachdenkend, heim kehrten zu der einſamen Hütte ſie.
Dem noch folgte demüthgen Sinns, Bharodvajo dem Seherhaupt,
Den angefüllten Krug tragend, ſchritt er hinter dem Seherfürſt.

52. Da nun ankam in der Hütte mit dem Lehrling der weiſe Mann,
Stieg auf den Seſſel er, ſank dann tief in Nachdenken trauervoll.
Aber ankam zu der Hütt' itzt Brohma, Ahnherr der Welt und Haupt,
Selbſt lebend durch ſich ſelbſt, ſeelig, zu ſchaun den hohen Heiligen.

56. Valmiki als er den erblickt, ſchnell erhebt er ſich ehrfurchtsvoll,
Anzubeten ſich hinſtellend, ſtand er da hohen Staunens voll;
Drauf mit dem Sitz ihn bedienend, mit Fußwaſchung und Sandelholz,
Dem Brauch gemäß ihn anbetend, begrüßt er ihn mit ewgem Heil.

Als aufgeſtiegen nun der Gott war auf herrlichen Ehrenſtuhl,
Valmīki'n da hieß er alsbald, ſich ſelbſt auch nehmen einen Sitz;
Der beſtieg darauf ſolchen, der Welt Ahnherrn im Angeſicht.
Als dieß ſo ging, da ward im Geiſt Valmīki's Denken hingewandt
Auf Kraunchī, die ſo ſchmerzvoll klagt, und er ſang dieſen Liedes Spruch
Wieder, mitleiderfüllt im Geiſt, der wohl Hülle des Leides war:

„Unthat that er, der ſchlimm geſinnt, grimmvoll, ganz ohne weiſen Geiſt,
Daß den lieblich ſchönen Krauncho er erſchlug durch der Hölle Trieb!“ —

Ihm nun ſagte darauf Brohma, lächelt den hohen Seher an:
„Was war dieß was du, hochheilger! da ſprachſt klagend um Krauncho's Tod?
Einen Spruch haſt zum Lied ordnend in dem Klagworte du geſagt;
Seher! durch des Geſangs Göttin entſprang dieß, durch Soroſvotī.
Ramo's Leben und Thaten all mache du, hoher Heiliger!

Der rechtgesinnt und tugendvoll, Ramo vor allen tief von Geist,
Ramo's Kunde der Ordnung nach, wie sie dir sagte Narodo;
Was verborgen, was offen auch vom Schicksal dieses hohen Geists,
Ramo's selbst, der Gefährten dann, die Thaten all des Riesenvolks,
Von Voidehya die Kunde dann, enthülle in des Tages Glanz!
Dieß soll nun wohl bedacht alles, klar erkannt werden deinem Geist;
Der Frau Kunde, des Reichs Schicksal, samt König Doshoroth zumal,
Was gethan, was gesagt worden, was Zweck war, was erfolgte drauf.
Noch soll irgend da Fehlrede im Gedicht dir zu finden sein.
Ramo's göttlich Gedicht bilde, wo des Lieds Maaß das Herz erfreut!
So lang stehn wird der Berge Haupt und auf Erden der Flüsse Lauf,
So lang wird der Ramayon auch weit hinwandeln die Welten durch.
So lang als des Ramayons Lied wird hinwandeln die Welten durch,
So lang sollen dir, hoch und tief, Sitz geben meine Welten all."

Als dieß Brohma der Gott gesagt, da entzog
er sich ihm und schwand;
88. Valmīki nun mit dem Lehrling wurde hohen
Erstaunens voll.
Dessen Lehrlinge denn allsamt, den Spruch san-
gen, der also heißt,
Mit lauter Stimme voll Freude riefen sie, oft
erstaunend, aus:

„Im Spruch, der gleichen Maaßes vier Füße faßt,
den der hohe Geist
92. Sagte bebend dem Mordschreckniß, ward aus Leid
Lied, entsprang das Maaß.“ —

Dessen Kunst nun entstand damals durch Valmīki,
den Denkenden:
„Ganz will von Ramo das Lied ich bilden in
solcher Gesanges-Art.“ —
Recht, Lieb' und Gutes einend Lied, das so reich
wechselt, viel umfaßt
96. Dem Perlentragenden Meer gleich, den Saft
haltend der Schriftenwelt. 4)
In Füßen kunstreicher Bedeutung, wonnevoll, das
Lobgedicht bildete drauf von Ramo der,

---

4) Alle Blüthe der heiligen Schriften in sich vereinigend.

Die Füße des Spruchs wägend im Maaß vom Ruhmes
Held ein Ruhmes Lied, dichtend der
Seher Geiſtes voll. [5])

---

5) Dieſes ſind die beiden erſten Sorgos des Adikando oder erſten Buchs, deren der Ramayon ſieben enthält. Die folgenden ſechs ſind: der Oyodhyakando, von dem Königreich dieſes Nahmens; der Aronyokando von Arouyo der Wald, alſo vermuthlich die Begebenheiten während der Verbannung in der Wildniß; der Kiſh-kindhokando, von dem Ort, wo er mit den Affen zuſammenkommt; der Sundorokando, von der Schönheit ſo benahmt, vielleicht wegen Sita; der Yuddhokando, von yuddho Krieg; und endlich der Uttorokando, oder das letzte Buch.

II.

Indiſche Kosmogonie
aus dem erſten Buche der Geſetze des Monu.

In dem wunderbaren Buche der Geſetze des Monu, dem älteſten indiſchen, das wir bis jetzt vollſtändig kennen, könnte man den Styl und Ton mehrer Werke des Alterthums vereinigt finden. Ueberall, wo der Inhalt auf die Sitten geht, wird man an die ſinnreiche Einfalt und alterthümliche Seltſamkeit des Heſiodus erinnert; die kosmogoniſchen und philoſophiſchen Stellen haben einen Schwung, ähnlich dem des Lucretius, oder dem ſeines Vorbildes, des Empedokles; und oft findet ſich hier eine Erhabenheit von noch ernſterm und ſtrengerm Charakter, der den Jones zur

Vergleichung mit der mosaischen Urkunde veranlaßt. Auch in der Sprache ist die Alterthümlichkeit und der Unterschied von der des Mohabharot sehr merklich.

Wir erinnern zuvor, daß in Jones Uebersetzung alles, was mit andern Lettern gedruckt ist, Scholien sind, die es wohl besser gewesen wäre, nicht in den Text selbst aufzunehmen. Aber auch ausserdem ist Jones Uebersetzung zuweilen erklärend und schärfer bestimmt als die Urschrift. Denn so metaphysisch die Sprache derselben schon durchgehends ist, so ist doch oft eine kühne Bildlichkeit unter die abstraktesten Begriffe gemischt, und wenn in einigen Stellen die Entwicklung ganz deutlich und klar ist, so herrscht doch in andern wieder eine fast räthselhafte Kürze und Abgerissenheit. Ich habe mich bemüht, alles grade so unbestimmt ja so geheimnißvoll zu lassen, als es in der Urschrift war, um dem Leser den Eindruck derselben so rein als möglich wiederzugeben.

Es sind nur diejenigen Stellen aus dem ersten Buche hier ausgehoben, welche die Kosmogonie betreffen. Der Gang der Gedanken ist folgender. Im Anfang war alles Finsterniß; der Unbegreif-

liche, Selbſtſtändige erſchuf alles, es aus ſeinem eignen Weſen hervorziehend. Nun folgt das bekannte Bild vom Welt-Ei, das auch der ägyptiſchen Mythologie bekannt war. Dann folgt eine Dreiheit ganz geiſtiger Grundkräfte; aus dem unbegreiflichen Grund des ſelbſtſtändigen Weſens ging zunächſt der Geiſt hervor, aus dieſem die Ichheit; Atmo, Mono, Ohonkaro. Alsdann folgen ſieben Naturkräfte; die große Weltſeele, die fünf Sinnlichkeiten oder Elemente und die Ausflüſſe — Matra — des urſprünglichen Selbſt, des Atmo. Zuletzt kommt die ganze Mannichfaltigkeit einzelner Weſen und entgegengeſetzter Naturen, alle einem unabwendbaren Schickſale nach unerforſchlicher Vorherbeſtimmung unterworfen.

Monu ſpricht.

Einſt war dieß alles Finſterniß, unerkannt, unbezeichnet auch,
Unenthüllt noch, unerkennbar, als wie noch ganz in Schlaf verſenkt.
Der ſeelig Selbſtändige drauf, der unenthüllt enthüllende,
Der Weſen Anfang, ſo ſtets wächſt, wars der wirkſam die Nacht zerſtreut;

Der nie durch Sinne zu greifen, unſichtbar, unbegreiflich ſtets,
Ein Allweſen ſo undenkbar, der Er ſelber in Wahrheit iſt.
Der nachdenkend aus eignem Leib ſchaffen wollend der Weſen viel,
Waſſer erſchuf er da zuerſt, des Lichtes Saame ward erzeugt; [1])
Ein Ei war es wie Gold glänzend, leuchtend dem Tauſendſtrahler [2]) gleich.
In dem lebte durch eigne Kraft Brohma, Ahnherr des Weltenalls.
In dem Ei ſaß nun ein Jahr lang nichts thuend jener Göttliche,
Selber dann durch des Geiſts Sinnen hat er das Ei entzwei getheilt.
Aus den getheilten Stücken dann bildete Erd' und Himmel er,
Mitten Luft und die acht Länder, der Waſſer Haus, das ewige.

---

1) Das Verhältniß des Waſſers, des Lichtſaamens und des Ei's iſt nicht beſtimmt angegeben. Man denke es ſich etwa ſo: das Waſſer ward zuerſt hervorgebracht, in dieſem erzeugte oder regte ſich Lichtſaamen, der dann zu jenem glänzenden Ei zuſammenſchoß und ſich geſtaltete. Das Ei muß wohl als im Waſſer ſchwimmend gedacht werden.

2) Ein Beinahme der Sonne.

Drauf hervor zog aus dem Selbſt er den Geiſt,
der iſt und nicht iſt auch; [3])
Aus dem Geiſt dann der Ichheit Kraft, [4]) ſo ein
Warner und König iſt.
Die große Seele zuförderſt, dreifacher Art [5]) die
Weſen all,

---

3) monohſodoſodatmokon. Jones überſetzt erklärend: mind existing substantially, though unperceived by sense. Da aber im Bhogovotgita jener ſelbe Ausdruck auch in dem Sinne vorkommt, daß das Höchſte (wie nach der Neu-Platoniſchen Anſicht) ein über Sein und Nicht-Sein gleich erhabenes Weſen ſei; ſo habe ich es in der ganz wörtlichen Ueberſetzung unentſchieden laſſen wollen, ob dieſer oder jener Sinn hier Statt finde.

4) Ohonkaro, die Ichheit hat in den indiſchen Schriften meiſtens eine üble Nebenbedeutung, als das der göttlichen Einheit und Gleichheit Entgegenſtehende und Widerſtrebende. Hier iſt dieß aber noch nicht der Fall, wie man aus den Prädikaten — „der ein Warner nnd König iſt“ — erſieht. — Es iſt wohl überhaupt das Princip der Individualität darunter zu verſtehen, und es iſt merkwürdig, daß Monu (nah verwandt mit Mono) ſich ſelbſt nachher als zweiten und untergeordneten Weltſchöpfer nennt, der die ganze Mannichfaltigkeit der einzelnen Weſen hervorgebracht habe, nachdem Brohma zuvor die allgemeinen Grundkräfte der Natur erſchaffen hatte.

5) Alle Weſen, die nach den drei Gun's der Welt der Wahrheit, des Scheins oder der Finſterniß angehören.

Die der Sinn faßt, die Eindrück' all, die fünf Sinne [6])
allmählig auch.
So nun dieſer Gebild' zarte, der ſechs Weſen gewaltger
Kraft,
Mit des Selbſts Ausfluß [7]) durchdringend, bildet
er alle Dinge dann.
Nun regen drauf die Beweger, die mächtgen, ſich im
Wirken all,
Wird aus zartem Gebild des Geiſts allen Seins Grund,
der nie vergeht.
Von dieſen ſieben Kräften nun männlichen Wirkens
geht hervor,
Durch ſterblichen Gebilds Ausfluß, aus dem Ewgen
Vergängliches.
Stets hat an ſich des Erſten Art, ihm nachfolgend,
das andre ſtets;
So wie jeglichen Dings Stelle, alſo wird ſeine Art
gerühmt.

All der Dinge Benennungen, Thaten auch, ſondernd
jegliches,

---

6) Die fünf Sinnlichkeiten; ſowohl die Gegenſtände un- Naturkräfte, welche die Eindrücke der Sinne hervorbrind gen und veranlaſſen, als dieſe Eindrücke ſelbſt.

7) Atmomotroſu. Ob die Matra als Atome zu verſtehen ſeien, iſt eine wichtige Frage, aber wenigſtens in Monu's Geſetzbuch nicht mit Gewißheit klar. S. die Abhandlung.

Wie in des Vedo Wort allerſt ſie beſtimmt, ſondernd bildet' er.
Tugendübende Gottheiten ſchuf er, ſo der Lebendgen Haupt;
Gerechter Geiſter reinen Stamm, auch das Opfer von Ewigkeit.
Dann aus Luft, Feuer, Sonnenkraft, die Gottdreiheit, die ewige
Milcht' er, des Opfers Vollendung, Rig, Vojus und Sam [8]) genannt.
Die Zeiten, der Zeit Theilung, Sterne und Irrgeſtirne auch;
Samt dem Meer Ströme, Berghöhen und Ebenen und der Thäler Schlucht.
Andacht, Sprache und Luſt ſchuf er, Liebe, des Zornes Wuth demnächſt,
Zum Daſein dieſe Geſchlechter ſchaffen wollend und dieſe Welt.
Um zu ſondern die Thaten dann, hat er Unrecht von Recht getrennt;
Unterwarf all die Geſchlechter auch den Zweiheiten [9]) wie Freud' und Leid.

---

8) Die Nahmen der drei älteſten Veda's. Der vierte wird in alten Schriften nicht genannt und deshalb für ſpätern Urſprungs gehalten.

9) Den Gegenſätzen, den ſtreitenden Kräften und Eigenſchaften.

Welcher Thätigkeit jeden nun hat der Schöpfer zuerſt vereint,
Dieſer trachtet von ſelbſt er nach, immer wie oft er erſchaffen wird.
Heil und Unheil, Härt' und Milde, Recht oder Unrecht, Wahr und Falſch,
Was jedem er beſtimmt ſchaffend, das wird jedem von ſelbſt zu Theil.
Gleich ſo wie ſtets des Jahrs Zeiten, wandelnd im feſtbeſtimmten Maaß,
Selbſt durchwandeln immer ihr Ziel, ſo auch die Thaten irdſche Kraft.

Das folgende Stück handelt von dem Unglück des Daſeins und von dem ewigen Kreislauf der Dinge, dem ſteten Wechſel der bald neu erwachenden bald wieder in Schlummer zurückſinkenden Grundkraft.

Monu redet.

Von vielgeſtaltigem Dunkel umkleidet, ihrer Thaten Lohn, [10])

---

10) Alles Leiden, was nicht bloß dem Menſchen, ſondern jedem fühlenden Weſen in dieſem Leben hier widerfährt, iſt nach der indiſchen Lehre Strafe für die in einem vorigen Leben begangenen Verbrechen.

Zieles bewußt [11]) ſind dieſe all, mit Freud' und Leidgefühl begabt.
Dieſem Ziel nach nun wandeln ſie, aus Gott kommend bis zur Pflanz' herab,
In des Seins ſchrecklicher Welt hier, die ſtets hin zum Verderben ſinkt.

Als dieß All nun und mich erzeugt, der ſich undenkbar entwickelt ſtets,
Sank zurück in ſich ſelbſt wieder, Zeit mit Zeit nun vertauſchend er.
Während der Gott nun wachend iſt, da regt ſtrebend ſich hier die Welt,
Doch wenn ruhigen Sinns er ſchläft, ſodann ſchwindend vergeht es all.
So lang ſeelig nun er ſchlummert, wankt der wirkenden Irdſchen Schaar,
Irrend von der beſtimmten That, der Geiſt ſelber ermattet dann.

---

11) Ontoh ſonjna bhovonty ete. Jones überſetzt: have internal conscience. Die Zurückweiſung in dem folgenden Verſe: etodontaſtu gotoyo, — „dieſem Ziel nun nach wandeln ſie“ — mit Wiederhohlung deſſelben Wortes ſchien mir dafür zu ſprechen, daß ontoh ſonjna heiße: ſich ihrer Schranken, ihres Zieles bewußt, im Gefühl der Endlichkeit, im Vorgefühl des Todes.

Wenn dann ganz ſie verſchlungen erſt im Grund jenes Erhabnen ſind,
Weil der, ſo alles Seins Leben, wohl ſüß ſchlummert, der Kraft beraubt.
Alsbald geht er zum Dunkel hin, weilt lang da ſamt der Sinne Kraft,
Wohl nicht thuend, was ſeines Thuns, geht aus der irdſchen Hüll' heraus.
Doch wenn aus eignem Stoff worden, den Keim deß, was da geht und ſteht,
Er neu geſchaffen durchdringet, alsdann nimmt irdſche Hüll' er an.
So mit Wachen und Schlaf wechſelnd, dieß All, was ſich bewegt was nicht,
Bringt zum Leben er ſtets hervor, vertilgt es, ſelbſt unwandelbar.

Die folgende Stelle fügen wir noch hinzu, weil die Folge der Elemente und ihr Charakter deutlicher darin entwickelt iſt, als in der zuerſt angeführten. Monu hat nun ſchon dem Bhrigu die weitere Darſtellung ſeiner Lehre übertragen.

Bhrigu ſpricht.

Nach des Tags und der Nacht [12]) Ende beſinnt wieder ſich vom Schlaf,
So beſonnen erſchafft er drauf den Geiſt, der iſt und nicht iſt auch. [13])
Der Geiſt dann bildet die Schöpfung, wirkſam jetzt durch des Schaffens Trieb;
Aus dem zeugt ſich dann Himmels Luft, die als Quell wird des Schalls erkannt.
Aus der Luft [14]) nun Geſtaltswandlung wird, der rein alle Düfte trägt,
Dann erzeugt, mächtgen Windes Hauch, der Quell aller Berührung iſt. [15])
Aus des Windes Geſtaltswandlung, geht hervor ſo die Nacht zerſtreut
Strahlend im Glanze die Lichtkraft, ſo der Quell der Geſtalten heißt.

---

12) Es iſt von großen Weltzeiten die Rede.

13) Siehe die Anmerk. 3.

14) Akaſhon. Einige Europäer überſetzen dieſes fünfte Element der Indier wohl durch Raum. Da ihm aber hier (wie im Bhogovotgita dem Khon) die ſinnliche Qualität des Schalls zugeeignet wird, ſo iſt es, wie Jones überſetzt, subtil aether.

15) Vayu, oder Windeskraft, der fühlbare Theil der Luft, dem die ſinnliche Qualität des Gefühls zugeeignet wird.

Aus des Lichtes Geſtaltswandlung Waſſer, ſchmekkender Säfte Quell,
Erd' aus Waſſer, des Geruchs Quell. So ſind erſchaffen die zuerſt.

Zahlloſe Weltentwicklungen giebts, Schöpfungen, Zerſtörungen;
Spielend gleichſam wirket er dieß, der höchſte Schöpfer für und für.

III.

Aus dem Bhogovotgita.

Der Gegenstand des zweiten großen Heldengedichts der Indier, des Mohabharot, ist der Bürgerkrieg zwischen den Fürsten und Helden des Stamms der Mondskinder. Da die Veranlassung des Kriegs und die Geschichte desselben auf das Verständniß der philosophischen Episode, von der wir hier einige der wichtigsten Stücke geben, weiter keinen Einfluß hat, so übergehen wir dieß. Nur um durch die vorkommenden Nahmen nicht verwirrt zu werden, bemerken wir einiges über die Genealogie.

Puru, der Sohn des Buddho und Enkel des Chondro, oder des Mondes, war der erste

Ahnherr des ganzen Stamms. Kuru, der König von Kurukſhetron, ſein Nachkomme, der zweite. Von ihm ſtammen beide Partheien her, zwiſchen denen der Krieg ſich auf Veranlaſſung der Draupoti entſpann. Auf der einen Seite Bhiſhmo, Dhritoraſhtro und all die ihrigen, welche hier wahrſcheinlich als die ältere Linie vorzugsweiſe die Kuru's genannt werden. Auf der andern Seite ſind die Söhne des Pandu die Hauptführer; einer derſelben von der Kunti, iſt Orjun, den Kriſhno, welcher der Gott Viſhnu in ſeiner achten Menſchwerdung iſt, beſchützt und begleitet.

Beide rücken auf einem Streitwagen zuſammen in die Schlacht; die Heere ſtehen gerüſtet gegen einander; da Orjun all die Freunde und Blutsverwandte zum Schlagen bereit ſieht, überfällt ihn ein großes Mitleiden. Kriſhno tröſtet ihn durch die Lehre von der unwandelbaren ewigen Einheit, und der Nichtigkeit aller andern Erſcheinungen. So beginnt das philoſophiſche Geſpräch, welches der Inhalt der berühmten Epiſode des Mohabharot iſt; der Bhogovotgita, d. h. das Lied vom Bhogovan, mit wel-

chem Beinahmen Krishno hier meistens genannt wird.

Es ist dieses didaktische Gedicht ein beinah vollständiger kurzer Inbegriff des indischen Glaubens, und steht als solcher in hohem Ansehn. Wir haben nur einige der für die Philosophie merkwürdigsten Stücke ausgehoben.

Orjuns Klage.

(Aus dem ersten Obhyayo.)

Als nun gerüstet da sahe all der Dhritoraſh-
triden Schaar,
Im Anfang des Schlachtgetümmels, greifet den
Pfeil des Pandu Sohn,
Sagend darauf zum Bhogovan dieses Wort:
„O der Erde Herr!
In mitten stell' den Wagen mir der zwei Heere,
so sagt er, hier,
Daß ich die schaue, die dorten kampfbegierig ge-
rüstet stehn,
Auch mit welchen ich kämpfen soll, wenn diese
Schlacht beginnen wird;
Daß die kampflustigen ich schaun mag, die allhier
nun vereinigt sind.

Ruhm in furchtbarer Schlacht ſuchend, zu Dhritoraſhtro's Sohnes Gunſt.“ —

Als dieſes Wort dem Bhogovan nun von dem Schüler geſagt war,
Da inmitten der zwei Heere ſtellt er der Wagen herrlichſten. —
„Bhiſhmo'n, Drono'n im Antlitz uns, all die dorten die Könige,
Schaue ſie hier, o Fürſt! ſprach er, der Kurus wohl vereinigt Heer.“ —
Und da ſah er der Fürſt, ſtanden Väter, Großväter ferner da,
Lehrer dann, Oheim' und Brüder, Söhne und Enkel ſtanden dort,
Blutsverwandte, Befreundte auch, hier und dort in den Heeren zwein. —
Als die nun ſah der Kunti Sohn, all die Freunde gerüſtet ſtehn,
Ergriff ihn hohes Erbarmen, daß klagend dieſe Wort' er ſprach:
„Seh ich die Freunde, Krishno! all dort kampfgierig gerüſtet ſtehn,
Schmelzen alsbald die Glieder mir, mein Antlitz verdorrend welkt,
Schaudern durchfährt den Körper mir, während das Haar ſich ſträubend hebt.

Gandiv [1]) auch ſinkt aus der Hand mir, die Haut ſelber am Leibe dorrt,
Nicht vermag ich zu ſtehn fürder, und es ſchwankt mir ſchwindend der Geiſt.
Anzeichen ſeh' ich, unſeelge, um mich her hier, o Keſhovo! [2])
Und kein Heil mag ich erſpähen nach der Bluts-freunde Mord im Kampf.
Nicht begehr' ich den Sieg Kriſhno! keine Freuden noch Königthum.
Was frommt König ſein, Göttlicher! was wohl Reichthum, das Leben ſelbſt,
Wenn jene, um welche werth uns Königthum, Reichthum und Freuden ſind,
Dort zum Kampfe gerüſtet ſtehn, Reichthum nicht achtend und Leben nicht.
Lehrer und Väter und Söhne, ſelbſt Großväter, dazwiſchen auch
Oheim' und Blutsfreund' und Enkel, Schwäher und nah verbunden dann.
Nicht begehr' ich zu morden die, morden ſie mich auch, Göttlicher!
Für der drei Welten Herrſchaft nicht, wie ſollt' ichs um die Erde thun?

---

1) Gandiv, der Bogen des Orjun.

2) Keſhovo, der Lockige, ein Beinahme des Kriſhno, welcher an ähnliche des Apollo erinnert.

Wie möchten nach der Blutsfreunde Mord wir glücklich sein, Madhovo! [3])
Wenn auch jene es nicht sehen, weil Habsucht ihren Geist ergriff;
Da aber des Stammes Vertilgung uns als ein schwer Verbrechen, Freund!
Wohl erkannt ist, wie sollten wir nicht ab von dieser Sünde stehn?
O weh! ein großes Verbrechen sind zu vollbringen wir bereit,
Daß wir aus Gier nach Herrscherlust morden wollen den Freundes-Stamm.
Wenn unbewaffnet, ungerächt, selber bewaffnet mich im Kampf
Erschlüge Dhritoraschtro's Schaar, wär' es leichter zu dulden mir.

Also sprach Oriun am Kampfplatz, niedersetzend im Wagen sich,
Legte dann Pfeil und Köcher hin, überwältigt im Geist von Schmerz.
Zu dem von Mitleid durchdrungnen, dessen Augen von Thränen voll,
Redete zu dem klagenden Modhu's Besieger dieses Wort.

---

3) Madhovo, Beinahme des Krishno.

Bhogovan.

(Aus dem Sankhyoyogo, dem zweiten Odhyayo.)

Woher hat mitten im Kampfe dieſe Weichheit ergriffen dich,
Die nicht rühmlich, nicht göttlich iſt, Orjun! die Schande nur bewirkt.
Nicht der Schwäche ergieb du dich, Fürſt! nicht alſo geziemt es dir.
Kleingeherzte Unthätigkeit laſſ', erhebe dich, Herrlicher!

Orjun.

O wie ſoll Bhiſhmo'n im Kampf ich und Dhrono'n, Modhu's Sieger [4]) Du,
In der Schlacht mit dem Pfeil treffen, die vor allen ich ehren muß?
Almoſen wärs beſſer zu eſſen mir wohl als dieſe ehrwürdigen Lehrer morden.
Denn die, meine Lehrer, ermordend ja hier, mit Blut befleckt müßt' ich mein Gut genieſſen.
Nicht wiſſen wir welches uns beſſer ſein mag, ob jene wir oder ſie uns beſiegen,
Die ſelber wir mordend nicht leben möchten, die ſtehen kampfluſtig im Angeſicht uns.

---

4) Modhu's Sieger, Beinahme des Kriſhno.

Beſiegt iſt mein Herz von des Mitleids Schwäche, dich
fleh ich an, weiß nicht was Pflicht hier zu ſehn!
Was beſſer ſei, ſag es in Wahrheit du mir, dein Schüler
ja bin ich, o lehr es jetzt mich!
Und nichts erſpähn kann ich, das mich befreite vom
Schmerz, der mir zehrend die Sinne dorret;
Und fänd' ich auch weiten Gebiets Beſitzthum, ja ſelbſt
im Reich himmliſcher Helden herrſchend.

Bhogovan.

Was nicht zu klagen iſt, klagſt du, redend doch
nach der Weiſen Spruch.
Nicht die gehn, auch die bleiben nicht, beweint
jemals, wer weiſe denkt.
Nicht ich war irgend jemals nicht, noch du, noch
jene Helden dort;
Noch werden wiederum nicht ſein irgend jemals
wir alleſamt.
Wie im ſterblichen Leibe hier Kindheit, Jugend
und Alter ſind,
Wechſelt des Lebens Hülle auch; wer dieß feſthält,
den irret nichts.
Stoff und Eindruck, o Kunti's Sohn, machen
heiß, kalt, und Freud' und Leid,
Kommen und ſchwinden ſtets wechſelnd; ſtandhaft
trag' ſie, Bhorots Sohn! 5)

5) Orjun iſt ein Abkömmling des Kuru, ſo wie dieſer vom

Welcher Mann nun, o Männer Haupt! durch dieß all nicht erſchüttert wird,
Gleich in Freud' und in Leid, ſtandhaft, der gedeiht der Unſterblichkeit.
Nicht was unwahr, wird ſeiend je, noch was nicht iſt, gefunden wahr;
Wohl iſt der beiden Gränz' erkannt denen, welche das Weſen ſchaun.
Unvernichtbar wohl iſt, wiſſe, das wodurch dieſes All beſteht;
Nicht mag vernichten irgend wer, was unſterblichen Weſens iſt.
Dieſe endlichen Leiber hier ſind nur Hülle des Ewigen,
Das keiner vernichtet noch mißt; auf denn! und kämpfe, Bhorots Sohn.
Wer irgend wähnt, daß dieß tödte, und wer, daß es getödtet ſei;
Wohl nicht weiſe ſind beide ſie; nicht tödten kann's und ſterben nicht.
Gebohren wird's niemals und ſtirbt auch nimmer; nicht gilt, es war hier und es wird ſein, iſt jetzt;
Denn unerzeugt ewig wohl iſt's das alte, und nicht erſtirbt's, wird auch der Leib getödtet.

Bhorot dem Sohn des Duſhvonto und der Sokuntola abſtammt. Daher jener Beinahme des Orjun.

Wer dieſes Ewge erkannt hat, das unerzeugt, unwandelbar,
Wie mag ein ſolcher wohl jemands Tod bewirken, ihn tödten ſelbſt?
Gleich wie ein Mann Kleider, die alt geworden, abwirft und legt andre, die neu ſind, ihm an;
So läßt auch dieß Weſen den Leib, den alten, alſobald eingehend in andre neue.
Nicht mögen Waffen es ſpalten, noch wirds etwa durch Gluth vertilgt,
Nicht vom Waſſer wird's aufgelößt, nicht der trocknende Wind verzehrt's,
Unverwundbar, verbrennlich nicht, nicht zu ſchmelzen, zu trocknen nicht,
Alldurchdringend und bleibend iſt's, auch unwandelbar ewiglich.
Unerklärlich, undenkbar wird's, unvertilgbar mit Recht genannt;
Drum ſo du ſolches erkannt haſt, ziemt dir's fürder zu klagen nicht,
Wenn du dir's ewig entſtehend, oder auch ewig ſterbend denkſt,
Wahrlich dann, o erhabner Held! ziemt dir es zu beweinen nicht.
Gewiß iſt des Gebohrnen Tod, wie die Geburt des Geſtorbenen;
Weil dieß nun unvermeidlich iſt, ziemt dir es zu beweinen nicht.

Der Weſen Urſprung iſt dunkel, klar nur die Mitte, Bhorots Sohn,
Dunkel der Untergang wieder, was iſt da nun zu klagen noch?
Als Wunder betrachtet der ein' es ſtaunend, als Wunder ſpricht lehrend davon ein andrer,
Als Wunder hört Kunde von ihm ein andrer, und hat er's vernommen, erkennt's doch keiner.
Ewig die Leiber durchwandert's, doch zerſtörbar in keinem Leib,
Drum kein lebendes Weſen nicht darfſt du beklagen, Bhorots Sohn!
Was deine Pflicht, im Aug haltend, ſollteſt du fürder zagen nicht;
Nichts wird höher als Kampfes Pflicht für den Krieger gefunden wohl.
Wo ganz nach Wunſch vor den Augen ſich ja aufthut des Himmels Thür;
Seelig wohl ſind die Krieger, Fürſt! denen zu Theil wird ſolch ein Kampf.
Wenn aber dieſen Beruf du nicht, des Kriegers erfüllen wirſt,
Dann deine Pflicht, ja die Ehr' auch ſetzeſt hintan du, fällſt in Schuld.
Es werden Schand' auch, ewige, dir nachreden die Weſen all;
Des einſt Geprieſnen Unehre muß noch jenſeit dem Tod beſtehn.

Du ſeiſt aus Furcht gewichen, glauben die Wagenmächtigen; [6])
Denen ſo hoch du geehrt warſt, wirſt du leicht nun geachtet ſein.
Auch manches unwürdige Wort geſagt werden von Feinden dir,
Schmach redend deiner Tapferkeit; was kann ſchmerzlicher ſein als dieß?
Fallend erlangſt den Himmel du, ſiegreich freuſt du der Erde dich;
Drum erhebe dich, Kunti's Sohn! auf zur Schlacht mit entſchloßnem Muth.
Beide gleich achtend, Freud' und Leid, Gewinnſt, Verluſt, und Sieg und Tod;
Rüſte denn alſo zur Schlacht dich jetzt, ſo ladſt auf dich du keine Schuld.

Aus dem vierten Odhyayo, dem Yojnoyogo.

Dieſe ewige Lehre nun offenbart' ich dem Vivoſvan, [7])
Vivoſvan machte ſie Monu'n, Monu dem Ikſhvaku [7]) kund.

---

6) Beinahme der Helden.

7) Vivoſvan, der Sohn des Sonnengottes; Ikſhvaku, Sohn des Vivoſvan und Ahnherr des ganzen Stamms der Sonnenkinder.

So erhielt einer vom andern lernend der Prieſter-
fürſten ſie;
Durch der Zeit Länge aber ward zerſtört die Lehre,
Herrlicher!
Eben die iſt's, die heut' ich dir, die alte Lehre,
offenbart.
Mein Diener biſt du ja, Freund, auch; das höchſt'
iſt's der Geheimniſſe.

Orjun.

Es iſt deine Geburt ſpäter, früher ja Vivoſvans
Geburt;
Sage wie ſoll ich begreifen nun, daß zuerſt du es
offenbart?

Bhogovan.

Viel ſind meiner vergangnen Geburten, Orjun,
deiner auch,
Alle ſie kenn' ich wohl wiſſend, du kennſt nicht
ſie, o Herrlicher!
Ungebohren, unwandelbar bin ich, auch aller Weſen
Herr;
Mein eigen Weſen beherrſchend, entſteh' ich durch
den eignen Schein. 8)

8) Das Entſtehen und Vergehen iſt nur eine Täuſchung, Maya. Dieſe Maya aber, welche die Quelle der Welt der Erſcheinungen iſt, iſt eine Wirkung der Kraft des Gottes.

So oft als nun ein Verſchwinden des Rechts ſich zeigt, o Bhorots Sohn!
Ein Emporſteigen des Unrechts, erſchaff' alsbald mich ſelber ich,
Zu erretten die Rechtſchaffnen, zu vernichten die übles thun,
Feſt das Recht wieder zu ſtellen, komm' ich ins Sein von Zeit zu Zeit.
Wer mein göttlich Entſtehn und Thun wohl erkennt nach der Wahrheit Grund,
Den Leib laſſend, zur Welt wiederkehrt der nicht, Orjun, kommt zu mir.
Von Stolz, Furcht und von Zorn befreit, zu mir ſtrebend durch mich, aus mir,
Kommen der geiſtig Frommen viel in mein Weſen vereint [9]) zurück.

Aus dem fünften Odhyayo, dem Sonnyaſoyogo.

Den erkenn' als enthaltſam ſtets, der nicht klaget und nichts begehrt;

---

9) Es iſt oft ſchwer, für die metaphyſiſchen Worte der indiſchen Sprache, ganz entſprechende zu finden. Yutto z. B. was hier in der Urſchrift ſteht, iſt der Wurzel und der Form nach ganz daſſelbe wie das lateiniſche junctus. Oft heißt es nichts weiter als praeditus; wo es aber einen ganz geiſtigen Sinn hat, habe ich es bald durch vereint, bald durch vollendet überſetzt.

Fern von Zwieſpalt [10]), o Mächtiger! wird der ſeelig,
der Bande frei.
Erkenntniß trennen und Handeln thöricht redende
Knaben nur;
Wer an dem Einen ſtets feſthält, findet der beiden
Frucht zugleich.

Hier ſchon gewinnen den Himmel, deren Geiſt in der
Gleichheit ſteht;
Ganz vollkommen und gleich iſt Gott, darum ruhen in
Gott ſie ſtets.
Nicht erfreue ſich je des Glücks, und nicht klage im
Unglück auch,
Wer feſtgeſinnt, von Thorheit frei, Gott erkennend in
Gott beharrt.
Wen nicht äußres Gefühl anzieht, findet in ſich was
ſeelig iſt;
Mit Gott die Einung vollendend, hat er ein unzerſtör-
bar Gut.

Wer nun ſchon hier ertragen kann, noch eh' frei er des
Leibes ward,

---

10) Dieſes iſt ganz metaphyſiſch zu verſtehen: fern von aller Dualität; alles auf die Einheit beziehend, wie es in mehren Stellen des Gedichts zur Genüge auseinander geſetzt wird.

Der Begierd' und des Zorns Gewalt, der iſt ſeelig vollendet wohl.
Wer innen innren Glücks ſich freut, und wer innen erleuchtet iſt,
Der geht als Frommer Gotterfüllt wieder in Gottes Weſen ein.
Das Weſen Gottes erreichen die Heiligen von Sünde rein,
Frei im Geiſte von Zweifeln ganz, in aller Weſen Lieb' erfreut.

Aus dem ſechſten Odhyayo, dem Atmoſanyomoyogo.

Der wahrhaft Fromme ſteht ewig einſam in ſich mit ſeinem Geiſt,
Einheit-beſeelt, des Sinns Sieger, ſonder Begier, von nichts berührt.

Wer vereinigt [11]) ſein Innres ſtets, und als Frommer den Geiſt beherrſcht,
Die höchſte geiſtige Ruhe erreicht der, die da wohnt in mir.

Wenn feſt geordnet das Denken in ſich ſelber beharrend ruht,

---

11) Siehe die Anmerkung 9.

Keine Begierd' ihn je berührt, dann heißt ein Frommer
das mit Recht.

Wie am windloſen Ort ein Licht, nicht bewegend,
dieß Gleichniß gilt
Von dem Frommen der ſich beſiegt, nach Vollendung
des Innern ſtrebt.
Da wo das Denken freudig wirkt, durch der Frömmig-
keit Trieb beſtimmt,
Wo er den Geiſt im Geiſte ſchaut, in ſich ſelber be-
glückt iſt er.
Wer das unendliche Gut, was überſinnlich der Geiſt
ergreift,
Dorten erkennt, mit nichten weicht ſtandhaft der von der
Wahrheit ab.
Welches erreichend, er kein Gut höher noch achtet je
als dieß;
Worin durch Leiden noch ſo groß, ſtandhaft er nicht
erſchüttert wird.

Immer mehr freu' er ſich der Geſinnung, die ſtandhaft
iſt.
In ſich ſelbſt feſt den Geiſt ſtellend, ſinn' er nichts
anders fürder mehr.
Wohin immer der Geiſt wandert, der leichte, unbe-
ſtändige;
Von da dieſes zurückhaltend, ſtell' er in ſich die Ord-
nung feſt.

Jener, der ruhig so gesinnt, des Frommen höchstes Gut und Glück
Erreicht er, alles Scheins befreit; Gottes Wesen von Flecken rein.
Immer vollendend sein Innres, wird der Fromme von Sünde frei,
Berührt Gott in der Seeligkeit und genießt ein unendlich Gut.
In allen Wesen das Selbst [12]), sieht wieder die Wesen all' im Selbst,
Welcher wiedervereinten Sinns, alles mit gleichem Muthe schaut.
Wer nur mich überall erblickt, und wer alles erblickt in mir,
Nimmer werd' ich von dem fern sein, noch wird von mir er je getrennt.
Wer den allgegenwärt'gen, mich, verehrt, und fest an der Einheit hält,
Wo er immer auch wandeln mag, wandelt der Fromme stets in mir.

---

12) Atmo heißt zugleich selbst und Geist, und ist oft schwer ganz genau auszudrücken. Ich und Ichheit darf man es nicht übersetzen, weil es dafür ein andres Wort giebt, Ohonkaro.

Aus dem ſiebenten Odhyayo,
dem Jnanovijnanoyogō.

Bhogovan.

Zu mir hin mit dem Geiſt ſtrebend, Andacht übend,
daheim in mir,
Wie du mich frei von Zweifeln gleich wirſt erkennen,
vernimm o Fürſt!
Dieſe Weisheit und Kenntniß ſei ohne Rückhalt dir
kund gethan.
Wenn dieß erkannt, iſt nichts fürder hier des Erkennens
würdig noch.
Von tauſend Menſchen iſt einer etwa, der nach der
Tugend ſtrebt,
Von den nach Tugend ſtrebenden einer, der mich in
Wahrheit kennt.
Erde, Waſſer und Wind, Feuer, Luft [13]) und Geiſt,
der Verſtand ſodann,
Jchheit; dieß ſind die acht Stücke meiner getheilten
Weſenkraft.
Doch ein andres als dieß, höh'res Weſen an mir erkenne
du,

---

13) Khon wird auch Aether überſetzt. Vayu iſt der fühlbare Theil der Luft, welchem die Jndier die Eindrücke der Berührung und den Sinn des Gefühls zuſchreiben; khon iſt der verborgnere Theil der Luft, in dem der Schall erzeugt wird.

Was die ird'ſchen belebt, Orjun! auch die Welt hier erhält und trägt,
Dieß iſt die Mutter der Dinge, aller zuſamt, das glaube, Freund!
Ich bin des ganzen Weltenalls Urſprung, ſo wie Vernichtung auch.
Auſſer mir giebt es ein andres höheres nirgends mehr, o Freund!
An mir hängt dieſes All vereint, wie an der Schnur der Perlen Zahl.
Ich bin der Saft [14]) im Flüſſigen, bin der Sonn' und des Mondes Licht,
In heil'gen Schriften die Andacht, Schall in der Luft, im Mann der Geiſt.
Der reine Duft von der Erdkraft, bin der Glanz auch des Strahlenquells,
In allen Ird'ſchen das Leben, bin die Buße im Büßenden.
Alles Lebendigen Saame bin ich, wiſſe, von Ewigkeit;
Bin in den Weiſen die Weisheit, ich der Glanz auch der Strahlenden.
Dann die Stärke der Starken ich, die von Begier und Stolz befreit;
In den Lebend'gen die Liebe bin ich, durchs Recht beſchränkt, o Fürſt!

14) Dasjenige, was den verſchiedenen Flüſſigkeiten den Geſchmack, die eigenthümliche Qualität giebt.

Welche Naturen nun wahrhaft, ſcheinbar nur oder finſter ſind, [15])
Aus mir ſind, wiſſe, auch dieſe; nicht ich in ihnen, ſie in mir.
Durch die Täuſchung nun dieſer drei Eigenſchaften iſt ganz bethört
Alle Welt und verkennt mich, der über jenen, unwandelbar.
Göttlich iſt ſie, die Welten ſchafft, [16]) meine Täuſchung, wird ſchwer beſiegt;
Aber die, welche mir folgen, ſchreiten über die Täuſchung hin.
Nicht folgen die Verbrecher mir, noch die Thoren und Niedern nach,

---

15) D. h. die drei Welten der alten indiſchen Lehre: die Welt der Wahrheit, die des Glanzes oder Scheins, und die der Finſterniß, entſpringen gleichfalls aus mir. Eigentlich aber iſt dieſe ganze Anſicht nicht der Wahrheit gemäß, und jene Dreiheit eine Täuſchung und bloße Erſcheinung. Eine andere Stelle des Gedichts geht noch ſtärker gegen dieſe Lehre von drei Welten oder drei Eigenſchaften, und zugleich gegen die Veda's, worin dieſe Anſicht herrſcht:

Die Veda's gehn auf drei Weſen, nicht von drei Weſen ſei, o Freund!
Nicht zwiefach, ſondern wahrhaft ſtets, unbeſtrebt, duldend, geiſtig ſei!

16) Siehe die Anmerkung 8.

Welche vom Schein im Geiſt bethört, zu den Dämonen
ſich gewandt.
Vier Arten ſind's, die mich ehren, der guten Menſchen,
o Bhorots Sohn!
Wer arm iſt, wer nach Weisheit ſtrebt, wer Reichthum
wünſcht, der Weiſe dann.
Von dieſen iſt's der Weiſ' allein, der ſtets vereint dem
Einen dient;
Wohl ein Freund bin ich des Weiſen, ſehr, ſo wie er
der meine iſt.
Alle verdienen hohes Lob, der Weiſe gilt wie ich bei
mir;
Zu mir richtet den letzten Weg hin ſein wiedervereinter Geiſt.
Am Ende vieler Geburthen ſchreitet der Weiſe hin zu
mir;
„Daß Vaſudevo [17]) alles iſt," wer ſo groß denkt,
iſt ſelten wohl.
Von dem und dem Gelüſt bethört, folgen ſie andern
Göttern nach,
Errichten die und die Satzung, durch die eigne Natur
beſtimmt.
Wer auch was für ein Bild dienend im Glauben zu
verehren wählt,
Den feſten Glauben deſſelben, ich bin's allein, der den
entflammt.

17) Vaſudevo, Krishno der Sohn des Voſudevo.

Er, des Glaubens begabt alſo, iſt nun bemüht um jenes Gunſt,
Und erreicht auch die Wünſche dann, von mir beſtimmt, wie's mir gefällt.
Endlich doch iſt die Belohnung dieſer wenig erkennenden;
Zu ihnen kommt, wer den Geiſtern diente, die meinen dann zu mir.
Sichtbar zu greifen wähnen ſie mich, die Thoren, der unſichtbar,
Kennen mein hohes Weſen nicht, das ew'ge, allerhabene.
Nicht was ſichtbar des Alls bin ich, in der Meinungen Schein verhüllt, [18])
Die Welt kennt nicht, die thörichte, mich den ew'gen, der unerzeugt.
Ich kenne die vergangnen all, die jetzt ſeienden, Orjun! auch,
Und die zukünftigen Weſen; mich erkennt aber keiner ie.
Die aus Neigung und Haß entſpringt, durch der Zweiheit Verblendung, Fürſt!

18) Yogo heißt eine Glaubenslehre, wie denn die einzelnen Abſchnitte des Bhogovotgita ſelbſt Yogo's genannt werden. Hier ſind aber offenbar die falſchen bloß ſinnlichen Religionen und Lehren der Vielgötterei und des Dämonen-Dienſtes gemeint.

Wandeln von Anfang zum Irrthum alle Irdiſchen, o
Bhorots Sohn!
Doch wenn die Schuld vertilgt endlich deren, die rei-
nen Wandels ſind,
Von der Zweiheit Verblendung frei, ehren ſie mich,
im Glauben feſt.

Aus dem achten Odhyayo.

Bhogovan.

Es kehret nicht zur Sterblichkeit die vergänglich, der
Leiden Haus,
Wer mich erreichte noch zurück, hoch am Ziel der
Vollkommenheit.
Wiederkehrender Art, [19]) Oriun! ſind aus Brohma
die Welten all;
Wer mich erreicht hat, Kunti's Sohn, iſt der fernern
Geburth befreit.

---

19) Hier wird dem Krishno ganz deutlich der Vorzug vor Brohma gegeben. Vom Brohma rühren die Welten der Erſcheinung her, in denen Seelenwanderung Statt findet, und ſtets erneute Rückkehr ins Leben, die hier als ein Unglück betrachtet wird. Krishno iſt der Gott der ewigen Einheit und des wahrhaften Weſens.

IV.

Aus der Geſchichte der Sokuntola nach dem Mohabharot.

Es ſind in der Epiſode des Mohabharot, welche die Geſchichte der Sokuntola enthält, vorzüglich zwei Momente derſelben ausführlich behandelt, wovon der eine, die Geburth der Sokuntola, in dem Schauſpiele des Kalidas nur im Vorbeigehn erwähnt, der andre aber, die Scene der Verläugnung und der endlichen Wiedererkennung bei dem König Duſhvonto ſehr verſchieden behandelt iſt.

Da wir dieſe beiden Stücke vorzüglich nur als Beiſpiele der ältern indiſchen Poeſie geben, ſo ſind, wo es ohne Schaden des Zuſammen-

hanges geſchehen konnte, einige Diſtichen ausgelaſſen, deren Inhalt bloß dogmatiſch oder voll hiſtoriſcher Anſpielungen war, um nicht durch viele Anmerkungen den poetiſchen Eindruck ſtören zu müſſen.

Geburth der Sokuntola.

Die Scene beginnt da, wo König Dushvonto ſich bei einer Jagd in den Wald vertieft, und den heiligen Büßer Konvo, der dort in der Einſamkeit lebte, aufſuchen will. Er trift die ſchöne Einſiedlerin, und iſt ſehr begierig, zu erfahren, wer ſie ſei. Denn wäre ſie, wie er glaubt, Tochter eines Brahminen geweſen, ſo würde er ſich nicht mit ihr haben verbinden dürfen.

Allein ging der Fürſt nun hin, ihm folgten ſeine Räthe nicht,
Sah in der einſamen Wohnung nicht den andächtigen Heiligen.
Als er den Heilgen nicht erblickt, leer des Einſiedlers Hütte ſah,
Ließ er von ſeiner Stimme Schall wiederhallen umher den Wald.
Aber ſein Rufen vernahm jetzt, ſchön wie Sri von Geſtalt die Magd,

Trat hervor aus der Hütte dort in der Einſiedlerinnen Tracht.
Als Duſhvonto, den König, nun die ſchwarzäugigte Magd erblickt,
Sagte ſie ſchnell ihm Willkommen, bot ihm mit Ehrerbieten Gruß;
Bediente dann mit dem Seſſel ihn, mit Waſchen der Füße auch,
Fragte nach ſeinem Wohlſein dann, wünſchte dem Kön'ge Glück und Heil.
Als ſie nun ihn bedient hatte, ſein Wohlbefinden auch geſehn,
Sagte ſie lächelnd jetzt zu ihm: „Was iſt weiter zu deinem Dienſt?“ —
Zu ihr ſagte der König drauf, zum holdredenden Mädchen er,
Da ſo ſchön die Geſtalt er ſah, nach den Ehrenbezeigungen:
„Ich kam hierher um dem großen Heilgen, Konvo zu huldigen.
Wo ging er hin der göttliche? Das, o du ſchöne! ſage mir.“ —

Sokuntola.

Es ging mein göttlicher Vater, Früchte zu hohlen nur von hier;
Nur einen Augenblick verzieh, ſo wirſt du rückgekehrt ihn ſehn.

Als er den Heilgen nicht erblickt, auch ſodann dies geſprochen war,
Er ſie ſahe ſo voll Anmuth, die ſüßlächelnde, liebliche,
Die in der Reitze Glanz ſtrahlte, wie in Andacht und Demuth auch,
Der Tugend Schöne beſitzend, ſprach er alſo der Erde Fürſt:

„Wer biſt du, Holde, und weſſen? weshalb zogſt in den Wald du hier?
Mit ſo hoher Geſtalt begabt, und wo kameſt du Schöne her?
Durch deiner Schöne Anſchauen haſt die Seele du mir geraubt;
Dich zu kennen verlangt mich; ſag es, liebliche, alles mir.“ —

Als nun der König dieß geſagt, gab darauf in der Hütte dort
Lächelnd das Mädchen die Rede wieder, ſprach ſie mit holdem Laut:
Für des Konvo, des göttlichen, Tochter gelt ich, erhabner Fürſt!
Des feſtgeſinnten Büßenden, des Weiſen, der das Recht erkennt.

Duſhvonto.

Erhaben denkend und göttlich, heilig iſt er und allgeehrt;
Dhormo [1]) ſelbſt mag vom Pfad wanken, doch es wankt ſolch ein Frommer nicht.
Wie kannſt deß Tochter gebohren du alſo ſein, liebliche!
Dieſen mächtigen Zweifel nun wolleſt du jetzo löſen mir.

Sokuntola.

Wie ich hieher gekommen bin, welches zu wiſſen du begehrſt,
Vernimm es Fürſt der Wahrheit nach, wie ich des Heilgen Tochter bin.
Es kam einſt hier ein Frommer her, meinem Urſprunge fragt' er nach;
Dem erzählte der Göttliche folgendes, das vernimm nun, Fürſt!

Konvo ſprach:

„Viſvomitro, der Büßende, übte ſo großer Buße Werk,
Daß der König der Geiſterſchaar, Indro, gewaltig drob erſchrak,

1) Der Gott der Gerechtigkeit.

Daß nicht des Helden Andachtsgluth ihn erſchüttre von ſeinem Sitz.
Dieſe Gefahr nun befürchtend ſprach er alſo zur Menoka:

Indro.

Der Nymphen himmliſche Reitze preiſ't man, o Menoka, an dir;
Einen Dienſt thue mir, Mädchen; was ich dir ſage, das vernimm!
Der wie die Sonne im Glanz ſtrahlt, Viſvomitro, der Heilge dort
Vollbringt ſo furchtbare Buße, daß mein Geiſt mir erzittert drob.
Menoka! dein Geſchäft iſt dieß: Viſvomitro, der mich bedroht,
Furchtbar zu ſchaun, von feſtem Geiſt, wandelt in grimmer Buß' er ſtets,
Daß vor dem nicht mein Thron falle; zu dem geh' und gewinne ihn,
Gehe hin wo er Buße übt, thue die höchſte Liebe mir;
Blühend in Schöne der Jugend, und mit lächelnder Worte Laut,
Feßl' ihn auch mit der Freuden Reitz, wende von ſeinem Werk ihn ab.

Menoka.

Hochſtrahlend iſt der Göttliche und dazu auch erhaben fromm;
Wie er geneigt zum Zorne ſei, iſt dem Gebieter auch bekannt.
Den ſtrahlenden nun, den frommen, zornigen, hochgeſinnten Mann,
Vor dem du ſelber dich fürchteſt, wie ſollt' ich ihn nicht fürchten denn?
Er, der den großen Voſiſhto [2]) der theuren Söhne einſt beraubt,
Zu dem du ſelbſt, den Mond fürchtend, um Hülfe gingſt, der Geiſter Herr!
Ihn, der vollbracht die Thaten all, ja wohl ſehr muß ich fürchten den;
Wie ſein Zorn nicht verzehre mich, deſſen belehr', Gebieter, mich!
Deß Glanz die Welten entflammen, deß Fuß die Erd' erſchüttern mag,
Der zerſchmettern den Berg Meru, leicht verwirren die Räume [3]) kann,
Der mit ſolcher Andacht begabt, in Gluth ſtrahlend dem Feuer gleich,

---

2) Von mehren hiſtoriſchen Anſpielungen der Art auf die großen Thaten des Viſvomitro, haben wir des Ueberganges wegen dieſe eine beibehalten.

3) Die Räume der Welt.

Wie möcht' ein Mädchen unſrer Art ihn berühren,
der heilig iſt;
Deß Antlitz ſtrahlt wie die Flamme, deß Blick
leuchtet wie Sonn' und Mond,
Wie mag, Gebieter! Kalo's [4]) Schlund eine
von uns berühren wohl? —
Weil aber der König mich angeſprochen, wie ſollt' ich
nicht gehn vor des Heilgen Antlitz!
Erſinne Rettung denn für mich, Gebieter! daß ich für
dich gehend errettet bleibe.
Wenn du es willſt, laß das Gewand den Marut, des
Windes Gott, weg von mir wehn im Tanze,
Begleiten muß Monmotho [5]) auch dieß Geſchäft,
durch deine Gunſt mir als Gehülf' er beiſtehn.
Laß aus dem Wald Düfte mir wehn den Vayu, zu
jener Zeit, da ich den Seher feßle.
Als dieß geſagt und von ihm war beſtätigt, da ging ſie
zur Hütte des Einſiedlers hin.

Als die liebreitzende nun ſah, ſchuldgereinigt durch
fromme Gluth
Viſvomitro, den Büßenden, in der einſamen
Wohnung dort;
Da begrüßte ſie zuvor ihn, tanzt und ſcherzt vor
dem Heilgen dann;

---

4) Der Gott der Zeit, und dann der Zerſtörung, des Todes.

5) Der Gott der Liebe.

Abwehte ihr Gewand Marut, das gleich dem Monde glänzende.
Wie von ihr das Gewand nun ſank hin zur Erde, da blickte ſie
Lächelnd, die lieblich reitzende, oft den beſchämten Marut an;
Während der Seher dort zuſchaut, der wie die Flamme ſtrahlende.
Als Viſvomitro nun jene, die fleckenlos da vor ihm ſtand,
In ihr Gewand verwickelte, er der einſamen Seher Fürſt,
Und die der Wind enthüllt hatte, die vollblühenden Reitze ſah,
Ihre hohe Geſtalt erblickt', er, der der Weiſen König war,
Da ergriff ihn der Neigung Gluth, fiel er in der Begierde Macht.
Jene ladet er zu ſich ein, willig folgte die himmliſche;
So verlebten zuſammen ſie eine glückliche Zeit daſelbſt,
Sich ihrer Liebe erfreuend, bis nach beſtimmter Zeiten Lauf
Der Seher von der Menoka die Sokuntola hat erzeugt.

Dort in des Himovan Wildniß, am Geſtade der Malinī
Bracht' ans Licht ihres Leibes Kind, an Malinī's Fluthen Menoka.
Da ihr Geſchäft ſie nun vollbracht, ging alsbald ſie zum Indro auf,
Ließ in dem wüſten Wald die Frucht, wo der Tiger und Löwe hauſ't.
Da nun ſchlummernd die Sokunta's [6]) ſahen das Kind, umringten ſie's,
Daß nicht tödten im Wald' es dort möchte reiſſender Thiere Schaar.
So ward der Menoka Tochter da beſchützt von der Geier Schaar.
Als ich zum Bade dorthin kam, ſah ich im Schlummer ruhn das Kind,
Dort im einſamen Waldesthal, rund umringt von der Geier Schaar;
Ich nahm ſie auf nun, und zu mir, hielt ſie fürder an Tochter Statt.
Weil ich in einſamer Wildniß ſie von Sokunta's fand umringt,
Ward der Nahme Sokuntola ihr gegeben ſodann von mir.

---

6) Eine Art Geier; vultures erklärt es Wilkins.

Du weißt nun, wie Sokuntola, o Heilger, [7]
meine Tochter ward;
Für ihren Vater auch hält mich Sokuntola,
die Tadels frei.“

Alſo that meine Geburth er, ſie dem Heilgen erzählend, kund.
Wie ich die Tochter des Konvo ſei, weißt du alſo, erhabner Fürſt.
Als Vater acht' ich den Konvo, kenne ja meinen Vater nicht;
Dieſe Geſchichte, o König! hörteſt du, wie es ſich begab.

Rede der Sokuntola an den Duſhvonto.

In der Behandlung dieſes Theils der Geſchichte weicht das alte Heldengedicht ſehr vom Kalidas ab. Auch im Mohabharot wird Sokuntola von dem Duſhvonto zuerſt verläugnet und verworfen, worauf denn endlich die Wiedererkennung und Verſöhnung folgt. Von der Zauberei mit dem Ringe aber kommt hier nichts vor. Der Knabe iſt ſchon ſechs Jahre alt, als

---

7) Man erinnere ſich, daß Konvo zu dem frommen Pilger ſpricht, der nach Sokuntola's Herkunft gefragt hatte.

Sokuntola mit ihm an Hof zu dem König geht, um dieſen an das gegebene Verſprechen, daß er ihren Sohn zum Erben des Reichs erklären wolle, zu mahnen. Duſhvonto verläugnet die Sokuntola nur deswegen, weil er fürchtet, wenn er ſo leicht ohne Beweis in die Anerkennung willige, möge Verdacht gegen die Aechtheit des Kindes bei den Großen des Reichs entſtehen; vielleicht auch, um die Geliebte auf die Probe zu ſtellen.

Sokuntola geräth über ſeine Härte in hohen Unwillen, und endlich bricht ihr Schmerz in folgende Rede aus, die den Untreuen an die Stimme des Gewiſſens und der allſehenden Gottheit erinnert, ihm die Heiligkeit der Ehe und die Schönheit der kindlichen Natur ſchildert, und mit einer ſanften Klage über ihr Unglück endet.

Wohl mich kennend, erhabner Fürſt, warum redeſt
du ſo zu mir;
„Ich kenne dich nicht“, ganz furchtlos, wie ein
niedrig gebohrener?
Da dein Herz doch wohl wiſſend iſt, was hier wahr
und was falſches iſt;
Dieß Kind der Liebe verwerfend, ſchmähſt du da-
durch ja ſelber dich:

„Ich bin's allein“, alſo gedenkſt in dir du, kennſt nicht
den im Herzen, den alten Seher [1]);
Willſt, dem bekannt alle des Schuld'gen Thaten, im
Angeſicht deſſen die Sünde begehn.
Denkſt, wenn vollbracht die Unthat iſt: „Keiner weiß
ja, daß ich es war;“
Doch es wiſſen's die Götter all, ſelbſt auch innen
der inn're Menſch.
Sonn' und der Mond, Feuer und Luft, die Himmel,
die Erd' und Fluth, innen das Herz, die Tief' auch,
Ja Tag und Nacht, ſamt den Zeiten beide, auch des
Rechts Gott, ſehen das Thun des Menſchen.
Dort im Abgrund des Todes Gott, verlöſcht was
übles der gethan,
Mit dem zufrieden der Geiſt iſt, ſo die That ſchauend
in uns wohnt;
Doch mit wem nicht er zufrieden, wer von übler
Geſinnung iſt,
Den vernichtet des Todes Gott ſelbſt, den ſchuld'gen,
in übler That.
Mich die ſelbſt du gewählt hatteſt, o verſchmäh
die getreue nicht;
Achtend nicht, die du achten ſollſt, mich dein eigen
beſtimmtes Weib.

---

1) Den im Herzen, den alten Seher, oder den alten Einſiedler hritſoyom munin puranon; das Gewiſſen.

O warum blickſt du verächtlich auf mich, wie eine niedrige?
Nicht ja in einer Wüſte hier klag' ich, warum nicht hörſt du mich?
Aber wenn du der flehenden, nicht ein Wort mir gewähren willſt,
In hundert Stücke, Dushyanto! wird zerſpringen alsbald mein Haupt.

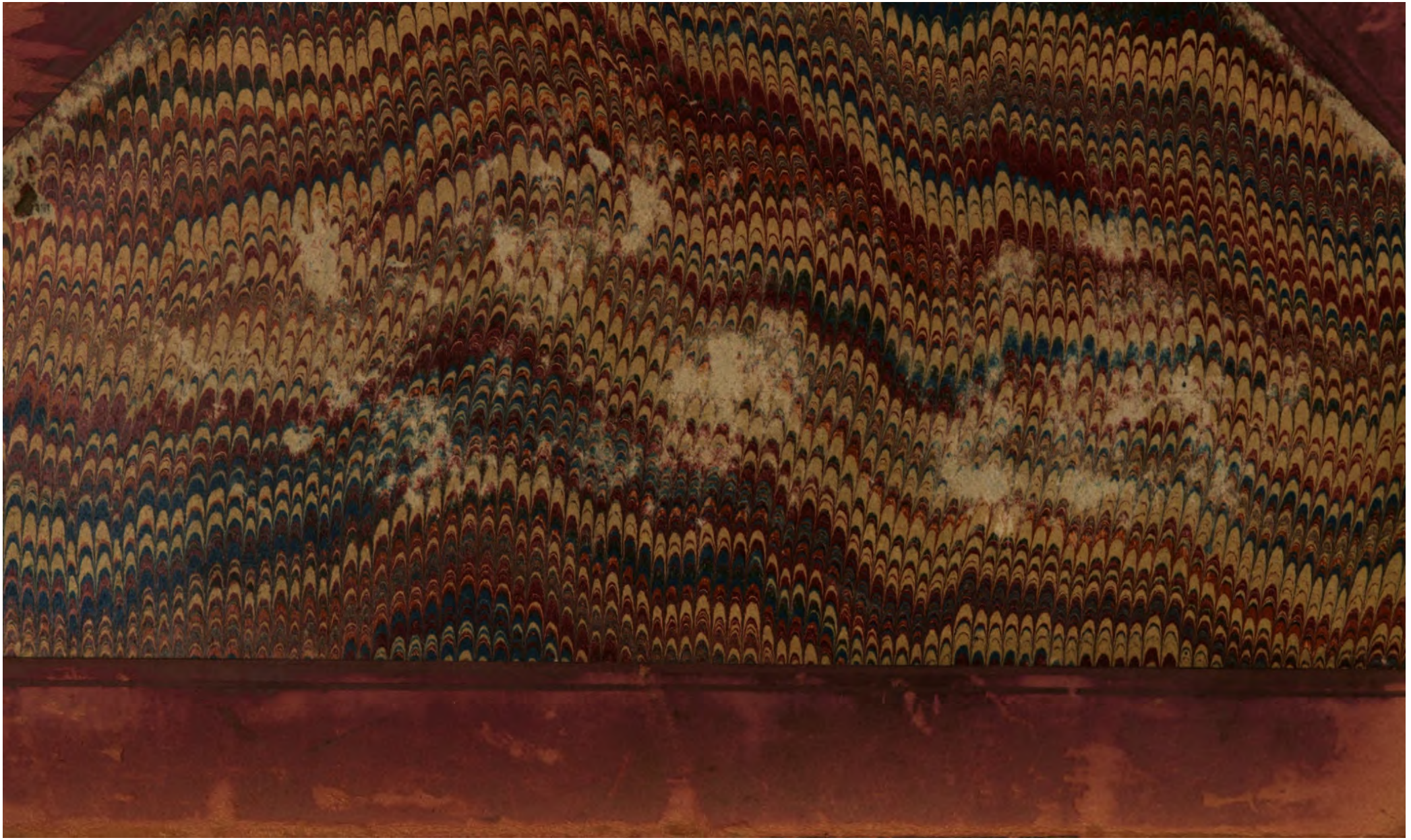
So der Frau ihr Gemahl nahet, wird er wiedergebohren ſelbſt
Von der, die Mutter durch ihn wird, wie alter Seher Zeugniß ſpricht. 2)
Wohl iſt die Frau des Manns Hälfte, die Frau der Freunde innigſter;
Iſt die Frau alles Heiles Quell, die Frau Wurzel des Retters auch. 2)
Freundinnen ſind dem Einſamen ſie zum Troſt mit ſüßem Geſpräch;

2) Das Geheimniß der Ehe nach der indiſchen Lehre beruht erſtlich darauf, daß dieſe Verbindung auch in jenem Leben fortdauert, vorzüglich aber darauf, daß der Sohn, der der Vater ſelbſt in einer neuen Verwandlung iſt, allein das Vermögen beſitzt, durch fromme Werke und Gebräuche der Andacht die Seele des Vaters von den Strafen, die er für ſeine Verſchuldungen in jener Welt leiden muß, zu befreien. Daher wird er der Retter des Vaters genannt, und daher wird es für das größte Unglück geachtet, keinen Sohn zu haben.

Zu der Pflicht Uebung wie Väter, tröſtend im Unglück Müttern gleich.
Scheidet die Frau nun zuerſt hin, ſchaut zum Gemahl ſie, harrend ſein;
Doch ſtarb zuvor der Geliebte, folget ſie willig gleich ihm nach.
Um ſolcher Urſach, o König, wird hoch begehrt der Ehe Bund;
Weil der Mann ſein Gemahl beſitzt, in der Welt hier, in jener auch.
Als er ſelbſt, von ihm ſelbſt gezeugt, iſt nach der Weiſen Sinn der Sohn;
Drum ſoll der Mann ſein Weib achten, die des Sohns Mutter, Mutter gleich.
Den Sohn aus ſeinem Weib' erzeugt, wie im Spiegel das Ebenbild,
Iſt dem Vater zu ſchaun freudig, wie dem Seel'gen der Himmel iſt.
Wenn auch verſengt vom Seelenſchmerz, Krankheit leidend die Menſchen ſind,
Freuen ſie doch ihrer Weiber ſich, wie die Fluth labt die ſchmachtenden.
Wenn ſich das Kind zu ihm wendend, wie es am Boden hat geſpielt,
Feſt um des Vaters Glieder ſchließt, was giebt's höheres noch als dieß?
Ihn, den du ſelbſt eigen gebildet, dieſen Sohn hier, der liebevoll

Auf dich ſchauend zur Seite blickt, o warum denn
verſchmähſt du ihn?
Sorgen um ihre Eier doch, ſie nicht brechend, die
Vögel ſelbſt;
Wie geſchieht's denn, daß du verläßſt, des Rechts
kundig, den eignen Sohn?
Nicht Gewänder und Frauen nicht, Wellen ſind
zu berühren nicht
So ſanft, als des umarmenden Kindes Berührung
lieblich iſt.
So berühre umarmend dich hier der Knabe, der
lieblich blickt;
Holder als Kindes Berührung, hat die Welt kein
Gefühl ja nicht.
Aus deinem Leib' erzeugt ward er, von dem Manne
ein andrer Mann;
Wie im Spiegel des klaren Quells, ſiehe den
Sohn, ein zweites Selbſt.
Wie zur Flamme des Heiligthums Feuer vom
Heerd genommen wird,
So iſt von dir erzeugt dieſer, du ſelbſt der Eine,
ungetheilt.

Ein Jäger wanderte umher, war zu jagen das
Wild bedacht;
Ich war's, Fürſt! die gefangen ward, ach ein
Mädchen in Vaters Hain.

Der himmliſchen Geſpielinnen erſte, die Menoka genannt,
Stieg vom Himmel zur Erd' herab, empfing vom Viſvomitro mich.
An des Schneegebürgs Seite gebahr mich dann die himmliſche,
Und mich verlaſſend dort ging ſie böſe, wie einer andern Kind.
Welch' ein Verbrechen wohl hab' ich im vor'gen Leben einſt verübt,
Daß von den Mein'gen verlaſſen ich als Kind ward, und jetzt von dir.
Wie dir's gefällt, verlaſſen denn will ich zu meiner Hütte gehn;
Den Knaben aber verlaſſen darfſt du nicht, der dein eigen iſt.

BOUND AT
EDUCATION
SOCIETY'S
PRESS
SYCUELAH.